BASTEI

STERNEN FAUST

Flucht in den Nexus

Band 34 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Flucht in den Nexus

von Luc Bahl

Die Barriere war unsichtbar. Nur feinste Messgeräte waren in der Lage, die Anomalie aufzuspüren, und auch nur dann, wenn man wusste, wonach man suchte. In einer Gefechtssituation fand niemand die Zeit, solche Abweichungen zu beobachten. Die Kridan-Kreuzer allerdings mussten über den Nexus Bescheid wissen, schließlich existierte er seit Urzeiten inmitten ihres Imperiums, als stille, stumme, alles verschlingende Gefahr. Als der Kreuzer auf die Nexus-Blase prallte, wurde sie für einen kurzen Moment auch für das bloße Auge erkennbar.

»Keine Waffe des bekannten Universums ist in der Lage, ein Raumschiff derart zu atomisieren …«, murmelte Dana Frost, und jeder konnte den Unterton des Entsetzens vernehmen, der in ihrer Stimme schwang.

Das Entsetzen galt nicht nur dem schrecklichen Schicksal des feindlichen Schiffes, das in einer flackernden, in tausenden von Lichterscheinungen aufflammenden Flut vor ihren Augen verging. Es galt auch ihnen selbst. Die Geschwindigkeit der STERNENFAUST II war so hoch, dass es unmöglich war, dem Nexus noch auszuweichen, der – wie die Ortung nun reichlich verspätet mitteilte – einen Durchmesser von mindestens einer halben Lichtstunde aufwies.

»Sie haben eines ihrer Schiffe geopfert, um uns in die Falle zu locken!«, sagte Stephan van Deyk. Frost sah ihren Stellvertreter, von dem im Moment nur der rote Haarschopf über dem Monitorrahmen hervorragte, fragend an. »Sie mussten auf Nummer Sicher gehen«, fuhr er fort, als ob er ihren Blick geahnt hatte. »Technisch ist die neue STERNENFAUST den teilweise schrottreifen Kridan-Kreuzern haushoch überlegen. Jedem einzelnen von ihnen sowieso, auch gegen eine Hand voll können wir uns ohne Probleme erfolgreich wehren, aber gegen alle auf einmal …«

Die kalte Logik in van Deyks Worten überraschte Dana Frost nicht nur, sie erschreckte sie.

Es ist alles aus, schoss es ihr durch den Kopf. *In wenigen Augenblicken sind wir alle nur noch atomare Splitter und er analysiert die Situation, als handele es sich um ein Schachproblem.*

In den letzten Momenten vor dem Tod, so hatte Dana es schon oft gehört, soll noch einmal das ganze Leben vor dem geistigen Auge abrollen. Das ganze Leben innerhalb einer ähnlichen Blase wie sie der Nexus darstellt, nur unendlich viel kleiner. In diesem Moment glaubte sie die gigantische Ausdehnung des Komplexes vor sich zu sehen, obwohl das faktisch unmöglich war. Und wie ein verlorener Punkt daneben: das ganze Leben zeitlos komprimiert in einer winzigen Luftperle, die vom Grund eines Champagnerglases nach oben steigt, die Oberfläche der Flüssigkeit durchstößt, ungehindert weiter steigt, als kleinstmögliche Einheit dessen, was einmal einen Menschen ausgemacht hatte. Eine winzige Blase, verloren in der Unendlichkeit, darauf vertrauend, dass irgendetwas Höheres, etwas Göttliches sie einatmet und in sich aufnimmt.

Doch nichts dergleichen geschah.

Stattdessen kontrollierte Dana Frost mit eiserner Entschlossenheit die Beschleunigungswerte des ihr anvertrauten Schiffes.

*

Nur wenige Stunden zuvor.

Das würfelförmige Gaussgeschoss mit seinen fünf Zentimetern Kantenlänge durchschlug die Hülle des Kridan-Kreuzers mit einer Wucht, als hätte sich das Schiff der Vogelköpfigen überhaupt nicht in der Geschossbahn befunden. Kaum messbar hatte sich seine Geschwindigkeit verringert, nachdem es durch das Schiff hindurchgeglitten war wie ein heißes Messer durch Butter. Es gab nur einen indirekten Hinweis auf den Treffer. An der Eintritts- wie an der Austrittsstelle kristallisierte die herausströmende Atmosphäre zu dünnen, wolkig-fasrigen Gebilden. Es sah aus, als würde das Schiff bluten.

Da sich die STERNENFAUST II bereits oberhalb des Kreuzers befand,

gingen dessen tödliche Graserfächer ins Leere. Nur ein einziger Schuss der Salve hatte den Kreuzer erwischt und so mussten Dana Frost und die Besatzung nach wie vor damit rechnen, dass sich der verwundete Gegner jetzt umso heftiger wehrte.

Wie ein angeschossener Keiler …

Hatte der Zufallstreffer das Schiff durchschlagen ohne lebenswichtige Aggregate, Versorgungsleitungen oder Maschinen zu zerstören? Dann mussten sie sich beeilen, um endlich aus dem Wirkungsbereich der Graser zu kommen. Das war leichter gesagt als getan, schließlich schoben sich weitere Kreuzer immer näher an die STERNENFAUST heran, die schon bald in Schussweite gelangen und ihr Feuer eröffnen würden.

Aber selbst wenn es ihnen gelungen war, den Kreuzer auszuschalten, war ihre Lage trotz der technischen Überlegenheit der neuen Sternenfaust wenig ermutigend. Die 3D-Simulation auf dem großen Schirm zeigte ihnen die Taktik des Gegners. Alt aber ungebrochen erfolgreich: Eine Flotte von rund zwei Dutzend der kleinen, wendigen Kreuzern hatte sie in die Zange genommen. Mit drei, vielleicht auch vier von ihnen konnten sie es gleichzeitig aufnehmen, aber nicht mit allen gleichzeitig. Ihre einzige Chance bestand in der Flucht. Auch das war reine Taktik. Niemand an Bord der STERNENFAUST dachte im Traum daran, den feindlichen Kridan-Kreuzern das Feld zu überlassen. Im Gegenteil, auf diesen feigen Überfall konnte es nur eine Antwort geben. Der Gegner musste wirkungsvoll bekämpft, empfindlich geschlagen und letztlich ausgeschaltet werden, damit sich dergleichen nicht mehr wiederholte.

Ich gäbe viel darum, wenn's so einfach wäre … dachte Dana bitter.

Die hohen Beschleunigungswerte des neuen Schifftyps eröffneten ihnen eine reelle Möglichkeit. Sie würden die Flotte des Gegner auseinander ziehen. Anschließend würden sie es fürs Erste nur noch mit einer Hand voll Gegnern zu tun haben, die sich der STERNENFAUST bereits mit hoher Geschwindigkeit näherten und nicht so schnell abzuschütteln waren.

»Die da scheinen bereits zu ahnen, was wir vorhaben«, knurrte van Deyk und ließ in kurzen Abständen einige Lichtpunkte auf dem großen Monitor der Brücke aufflammen.

»Sir«, erklang Titus Wredans Stimme aus seinem Kommunikator. »Wann kommt der Befehl?«

In diesem Moment explodierte der angeschossene Kridan-Kreuzer vor ihnen auf dem Bildschirm und Dana hielt für einen Augenblick den Atem an. Einige kleinere Shuttles und Überlebenskapseln wurden durch die Explosion von dem Raumschiff fortgeschleudert, sodass sie hoffen konnte, dass es zumindest ein paar von der Besatzung geschafft hatten, sich zu retten.

Da bemerkte sie van Deyks fragenden Blick, erinnerte sich an Wredans Frage, die sie nur halb mitgehört hatte, und schüttelte den Kopf.

»Gar nicht, Lieutenant«, beschied der Erste Offizier dem Piloten knapp.

»Bitte Ma'am, klinken Sie den Jäger aus, dann zeige ich unseren werten Gästen mal, wie wir mit dem gefiederten Pack umspringen …«

Die leicht verzerrte Stimme von Titus Wredan konnte den generellen Abscheu des Jägerpiloten gegenüber den Vogelköpfigen nicht verbergen. Seit sich Satren-Nor und seine Berater an Bord der STERNENFAUST II befanden, hatte er mindestens dreimal Dr. Gardikov in der Krankenstation aufgesucht, um sich Medikamente gegen seine Vogelphobie verabreichen zu lassen. Entweder erfüllte ihn die Nähe der »Geierköpfe«, wie er sie verächtlich nannte, mit Panikattacken, die ihn in unkontrollierbare Zuckungen versetzten und innerhalb kürzester Zeit hyperventilieren und ohnmächtig werden ließen oder sie erzeugten eine ebenso unbeherrschbare Wut in ihm, die ihn in einen Berserker verwandelte, der in seiner Mordlust kaum noch zu stoppen war.

Mit anderen Worten für einen nicht kriegerischen, vielmehr diplomatischen Einsatz innerhalb des Imperiums der Kridan gab es niemanden, der für diese Aufgabe ungeeigneter gewesen wäre, als Titus Wredan. Andererseits gab es nur wenige Jäger-Piloten, die diese Waffe besser beherrschten als er. Normalerweise wäre es das Vernünftigste gewesen, Wredan während dieser Mission Urlaub zu gewähren und mit einem Ersatz-Piloten vorlieb zu nehmen.

Aber daran hatte keiner gedacht.

Auch ich nicht, musste Dana zugeben.

Die Mission der STERNENFAUST ins Kridan-Imperium war ausdrücklich friedlicher Art. Wenn eins ausgeschlossen gewesen war, dann, dass es dort noch zu irgendwelchen Kampfhandlungen kommen würde.

Nicht die beste Umgebung für jemanden, der eine irrationale Angst vor Vögeln hat.

Seit die Menschen mit den Kridan Frieden geschlossen hatten und in dem neuen Herrscher Satren-Nor einen Ansprechpartner besaßen, der sich als zuverlässig, verständnisvoll und umgänglich erwiesen hatte, schien es, dass die Vogelphobie Wredans nicht abgenommen, sondern sogar noch schlimmer geworden war.

Der – wie es aussah – sorgfältig geplante Angriff auf die STERNENFAUST durch Abweichler von der Friedenspolitik des ehemaligen Predigers und jetzigen Staatsoberhaupts Satren-Nor, hatte in Wredan die Wutkomponente ausbrechen lassen. Es wäre nicht schlecht gewesen, den Jäger in dem Gefecht als zusätzliches taktisches Element einzusetzen, aber unter diesen Bedingungen verbot sich das für Dana wie selbstverständlich. Eine Entscheidung, in der sie sich mit ihrem Ersten Offizier einig wusste.

Sie hatte Titus Wredan vorsorglich seinen Platz in der engen Pilotenkanzel des in der Außenhülle der neuen STERNENFAUST eingepassten Jägers einnehmen lassen, wohl wissend, dass er dort am

besten aufgehoben wäre. Denn solange sie oder van Deyk nicht an ihrer Konsole, den Befehl zur Freigabe des Jägers auslöste, würde er dort zur Untätigkeit verdammt festhängen. Da er seinen Posten aber auch nicht verlassen würde, konnte sie ihn dort draußen so lange schmoren lassen, wie sie es für richtig hielt.

*

Es war erst zwei Tage her, dass sie im Hoheitsgebiet des Kridan-Imperiums mit höchsten protokollarischen und militärischen Ehren empfangen worden waren. Sie waren nicht als Feinde gekommen. Sicher, viele Kridan – insbesondere solche, die noch nie in ihrem Leben mit Vertretern anderer Spezies zusammengetroffen waren – hegten angesichts des langen kriegerischen Konflikts zwischen ihrem Imperium und den Streitkräften der Solaren Welten ein nach wie vor kaum überbrückbares Misstrauen gegenüber den Menschen. Jahrzehntelange Propaganda durch das alte Regime, die ständig geschürte Indoktrination von der Minderwertigkeit der ungläubigen Völker aus anderen Regionen der Galaxis, das alles ließ sich nicht innerhalb weniger Wochen und Monate aus der Welt schaffen.

Für zahllose Kridaner zumindest der gegenwärtigen Generation würden die Menschen niemals zu Freunden werden. Dafür waren die Wunden in vielen Familien, die einen oder mehrere Angehörige während der ungezählten Schlachten verloren hatten, noch zu frisch und saßen zu tief.

Andererseits hatte der Hohe Rat der Solaren Welten mit Bedacht die STERNENFAUST II geschickt, verbanden sich doch mit dem Namen dieses Schiffes einige entscheidende Hilfestellungen, die der kridanischen Opposition während ihres Befreiungskampfes durch die Menschen zuteil geworden waren.

Der Prediger Satren-Nor oder, wie er jetzt von vielen genannt wurde, *der Friedensbringer* Satren-Nor hatte sich während der Befreiungskämpfe zur wichtigsten Figur der kridanischen Opposition entwickelt. Auf seine friedensbejahende Politik konnten sich die meisten Gruppierungen verständigen, deren Ziel im Sturz der religiösen Oberschicht bestand. Einer Priesterkaste, deren brutale Herrschaft nicht nur in der gnadenlosen Unterdrückung und Ausbeutung des eigenen Volkes bestanden hatte, sondern im Hass auf alles, was anders aussah, dachte und vor allem glaubte als sie.

An Bord der STERNENFAUST reiste mit Botschafter Aorangi Mako Maunga ein hochrangiger Vertreter der Solaren Welten ins Kridan-Imperium, der eine wichtige diplomatische Aufgabe zu erledigen hatte. Nach stundenlangen Gesprächen mit Satren-Nor und seinen Ministern, die offensichtlich für Maunga kaum befriedigend verlaufen waren, entwickelte der Sonderbotschafter einen Plan, der zur Entspannung der Gesprächssituation beitragen sollte. Schon während der langen Reise im Bergstrom-Raum hatte der Diplomat immer wieder mit Dana Frost

gesprochen, um von ihr möglichst umfassend über ihre Erfahrungen mit den Kridan und vor allem über Satren-Nor informiert zu werden. Dana kam dem Ansinnen Maungas gerne nach und so entstand in dem Botschafter die Idee, den charismatischen Prediger mitsamt seinen engsten Begleitern auf die STERNENFAUST II einzuladen. Wohl wissend, dass Satren-Nor nicht nur ein hervorragendes Verhältnis zu Dana Frost hatte, sondern auch bereits an Bord des Vorgängerschiffes gewesen war. Er vermutete instinktiv, dass sich der Prediger für die neue STERNENFAUST sehr interessieren würde.

»Vielleicht«, so sagte er zu Dana, »bietet das neue Schiff so viel Ablenkung, so viel an Neuem für ihn, dass sich die Verhandlungssituation insgesamt etwas entspannt …«

Dana hatte keinerlei Vorstellungen davon, was Satren-Nor in der gegenwärtigen Situation so nervös machte, dass er für die Gesprächsangebote des Botschafters bisher kein Ohr hatte. Auch wenn es an Bord eines Sondereinsatzkreuzers modernster Bauart, wie es die STERNENFAUST II war, immer noch eng und wenig anheimelnd zuging und das Schiff vor allem kaum über den Luxus verfügte, der dem Prediger in seiner neuen Stellung zustand, so wirkte die ungewohnte Umgebung dennoch in genau der Weise auf ihn, wie es sich der Diplomat erhofft hatte.

Das lag nicht zuletzt an Milgor, Satren-Nors treuer Begleiter seit den Tagen des Exils. Mittlerweile waren der Prediger und das kleine, vorwitzige Tier, das mit seinem seidigen Fell und den großen Augen wie der Vertreter einer seltenen, irdischen Lemurenart aussah, unzertrennlich geworden. Es war, als wäre es noch die alte STERNENFAUST, so rasch fand sich der Gengo auf dem neuen Kreuzer zurecht. Das wurde letztlich auch dadurch erleichtert, dass sich noch eine Reihe der Besatzungsmitglieder gut an den kleinen Kerl erinnern konnten, der seinerzeit für Aufregung und Gelächter an Bord gesorgt hatte. Besonders dann, wenn es ihm gelungen war, irgendetwas Essbares aus der Kantine zu stehlen.

Als Dana Frost, Aorangi Mako Maunga, Bruder William sowie Satren-Nor und sein Vertrauter Rior-Su nach der offiziellen Begrüßung an Bord in der Offiziersmesse zusammensaßen und sich bei einer einfachen Mahlzeit hauptsächlich über gemeinsame Erlebnisse unterhielten, schloss sich um sie herum bereits die Falle, ohne dass sie etwas davon bemerkt hatten …

*

Milgor war unzufrieden.

Natürlich erinnerte er sich an die alte STERNENFAUST. Egal ob Kridan oder Mensch, alle hielten ihn für dumm, für so beschränkt, als müsse er längst vergessen haben, was sich vor einer oder zwei Mahlzeiten ereignet hatte, geschweige denn, was vor zehn, hundert oder tausend Mahlzeiten geschehen war. Nur weil er ihre seltsame Art

der Kommunikation nicht beherrschte, dachte jeder, der mit ihm zu tun bekam, er sei ein hirnloses Wesen, dessen Interesse nur einer einzigen Sache galt: die nächste Futtergabe.

So ein Unsinn!

Es gab durchaus noch andere Dinge, für die er sich begeistern konnte. Zum Beispiel schlafen, gemütlich eindösen und sich den wundersamen Träumen hingeben, die ihm die Wolken und die Luft in die Nase bliesen. Das waren schon mal mindestens drei Interessen – neben dem Essen … Dösen, Schlafen und Träumen.

Da sage noch mal einer, er – Milgor, engster Freund und Beschützer Satren-Nors – sei einseitig und vorhersehbar!

Trotzdem war er unzufrieden.

Das lag zum einen daran, dass selbst sein bester Freund Satren-Nor, ihn manchmal nicht verstand. Etwa in Futterfragen. Zum anderen versuchte ausgerechnet sein bester Freund Satren-Nor ihn momentan in einer Weise zu beeinflussen, die Milgor rundweg ablehnte.

»Es wird höchste Zeit, dem Gengo ein paar Manieren beizubringen«, hatte der Prediger gegenüber Rior-Su geäußert, »sonst provoziert er noch ernsthafte diplomatische Zwischenfälle.« Der Friedensbringer spielte damit auf einen Vorfall an, der sich erst kürzlich ereignet hatte. Im Rahmen der Politik der Neuen Galaktischen Öffnung bemühte sich das kridanische Imperium verstärkt um die Normalisierung ihrer Beziehungen zu den anderen Völkern der Milchstraße.

Beim Besuch einer Mantiden-Delegation hatte Milgor einfach nicht widerstehen können. Ein Botschaftssekretär, eigentlich eine Sekretärin, aber das erfuhr der Gengo erst später, hatte sich extra für den Empfang eine pyrillische Prachtuniform angezogen, die über äußerst schmackhafte Epauletten verfügte. Anfangs fand die Mantidin es noch lustig, dass sich Milgor, angelockt vom verführerischen Duft, direkt auf den weit ausgestellten Kragen des großen Wesens schwang und es sich dort gemütlich machte. Er wurde vorsichtig gestreichelt und befingert und genoss die fremde Zuwendung, während er beobachtete, dass sich Satren-Nor in ein Gespräch mit einem anderen Mantiden vertiefte. Nachdem sich die Aufmerksamkeit wieder den Gesprächen und anderen Dingen zugewandt hatte, begann er die köstlichen Epauletten anzunagen. Er beherrschte sich dabei so sehr, dass er sie – um den Genuss möglichst auszudehnen – in ganz kleinen Portionen abbiss. Allerdings musste sein Schmatzen und genießerisches Grunzen dennoch unüberhörbar gewesen sein, jedenfalls begannen nach kurzer Zeit die um sie herumstehenden Mantiden wie Kridaner gleichermaßen zu kichern und sich auf sein Tun aufmerksam zu machen.

Milgor war viel zu sehr in seine Mahlzeit vertieft gewesen, um zu bemerken, dass er gerade im Begriff war, die Uniformträgerin und seinen besten Freund gleichermaßen unmöglich zu machen.

Jedenfalls hatte dieser *Zwischenfall* in Satren-Nor die Überzeugung geweckt, dass es unabdingbar sei, Milgor erziehen zu müssen. Der

Prediger erwies sich bei diesem Unterfangen allerdings als nicht sonderlich begabt. Meistens vergaß er seinen Vorsatz und erinnerte sich nur dann daran, wenn er sich mitsamt seinem Gengo in Situationen befand, die für Milgor irgendein Element des Unwiderstehlichen besaßen. Glücklicherweise konnte sich der Prediger so wenig in Milgor hineinfühlen, um zu ahnen, dass etwas, ein bestimmter Geruch beispielsweise, diesen Reiz des Unwiderstehlichen auslöste.

Aber in einer Hinsicht blieb Satren-Nor seit dem Mantiden-Zwischenfall konsequent. Er setzte Milgor auf Diät. Niemand durfte ihn mehr außer der Reihe füttern und vor allem nicht das, was der Gengo wollte.

Da Milgor und Satren-Nor mittlerweile eine Art Symbiose bildeten, die es beiden nahezu unmöglich erscheinen ließ, ohne den anderen auskommen zu können, war das Tier zum ständigen Begleiter geworden. Es gab den Prediger nur mit Milgor und Milgor nur mit Satren-Nor.

Es war daher undenkbar, den Gengo im Palast zurückzulassen, während sich der Prediger mittels eines Shuttles zur STERNENFAUST II begab. Deshalb wurde darauf geachtet, dass genug Futter mitgenommen wurde, obwohl Dana Frost schon bei der Begrüßung an Bord sagte, dass das nicht nötig gewesen wäre, schließlich verfüge das Schiff über reichhaltige Vorräte. Milgor stimmte ihr zu – heftig in den Ohren kratzend, eine Geste, die uneingeschränkte Bejahung bedeutete.

Das Schlimmste war nämlich, dass Futter gleich welcher Güte irgendwann nicht mehr schmeckte. Logischerweise immer genau dann, wenn es langweilig wurde. Aber das verstand Milgors bester Freund einfach nicht. Weshalb er das zuvorkommende Angebot der Raumschiffkommandantin freundlich aber bestimmt ablehnte. Man habe genug eigenes Futter für den Gengo dabei, ließ Satren-Nor wissen und er bitte darum, ihm nichts anderes zu geben und falls er etwas stehle, müsse man es ihm wegnehmen und ihn leider einsperren …

Milgor schluckte, als er das hörte. Mochte ihn sein bester Freund überhaupt noch?

Im Vergleich zu der winzigen Kabine, in der der Prediger und er seinerzeit von der STERNENFAUST nach Garinjan zurückgebracht worden waren, handelte es sich bei der Unterkunft, die man ihnen jetzt für ihren Aufenthalt an Bord zugewiesen hatte, um ein Luxus-Appartement, wenn es auch sehr funktional eingerichtet war.

Milgor hatte sich augenblicklich wohl gefühlt und war sofort eingeschlafen. Sein beruhigender Atem ließ auch den Prediger wenig später zur Ruhe finden und einschlummern. Auch wenn die Traumwolken, die der Wind sanft in Milgors Nasenlöcher blies, den Gengo lichtjahreweit innerhalb eines Wimpernschlags entführten, blieb eine dünne leuchtende Wahrnehmungsröhre mit seinem jetzigen Aufenthaltsort verbunden. Durch diese Röhre, die den weit entfernt herumstreifenden Milgor wie eine Nabelschnur mit dem ruhig schlafenden Milgor an Bord der STERNENFAUST verband, floss ohne

jede Zeitverzögerung die Information, dass sich Satren-Nor seinerseits nun in fernen Traumgefilden befand.

Augenblicklich war Milgor wieder wach und öffnete blinzelnd die Augen. In dem rötlichen Dämmerlicht, in dem ihm die stockdunkle Kabine erschien, sah er die kleine neben der vierkralligen Hand des Predigers schwebende Bedienungseinheit, mit der sich sämtliche Funktionen in der Kabine in Gang setzen ließen.

Milgor hatte sofort begriffen, wozu die kleinen Knöpfe dienten. Mit einem ließ sich die Beleuchtung steuern, mit dem anderen die bordinterne Kommunikationsanlage einschalten, der dicke Knopf in der Mitte öffnete die Tür.

Der Gengo sprang von seinem Lager und schnappte sich die kleine Fernbedienung. Nur ein leises Zischen ertönte, als sich das Schott öffnete und er auf den Korridor schlüpfte. Ein rascher Blick aus seinen großen Augen überzeugte ihn davon, dass Satren-Nor das Geräusch nicht aufgeweckt hatte. Dann schloss sich die Tür wieder.

Normalerweise rannte Milgor auf allen vier Pfoten, aber im Gegensatz zu manchen alten Kumpels seines früheren Clans konnte er auch aufrecht auf den Hinterbeinen gehen oder nur auf den Händen laufen oder auf drei Beinen, wie es gerade erforderlich war. Sein langer buschiger Schweif konnte sich um Äste oder Rohre wickeln und ihn mit großem Schwung durch die Luft schleudern. Er konnte einige Kunststückchen, die wahrscheinlich auch seinen besten Freund noch erstaunt hätten.

Milgors rannte auf drei Beinen, eine Hand hielt das Bedienungselement, und er rannte immer seiner Nase nach. Sein Weg führte ihn geradewegs zum Küchentrakt und den Vorratsräumen.

Im Weltraum gibt es keinen natürlichen Tages- und Nachtrhythmus. Dennoch hatte es sich auf den Schiffen des Star Corps im Lauf der Zeit eingebürgert von Tages- und Nachtschichten zu sprechen. Im Gegensatz zu den natürlichen Tag- und Nachtzyklen auf den verschiedenen von Menschen besiedelten Planeten, an die man sich mehr oder weniger problemlos anpassen konnte, sobald man sich dort aufhielt, hatte man beim Star Corps schon früh eine allgemein verbindliche Standardzeit eingeführt. Die Solar-Zeit entsprach der irdischen Greenwich-Zeit. Auf diese Weise herrschte auf jedem Schiff des Star Corps, egal wo es sich gerade aufhielt, die gleiche Zeit. Die meisten privaten Raumfahrtunternehmen der Solaren Welten hatten sich diese Norm mittlerweile ebenfalls angeeignet.

Es gab zwei Tagschichten auf den Schiffen und eine Nachtschicht. Dabei hatte sich die menschliche Psychologie durchgesetzt, die eine Nachtschicht als anstrengender empfand, als eine Tagschicht.

Daraus ergab sich schließlich, dass – solange man sich nicht in Gefechts- oder Gefahrensituationen befand – während der Nachtschicht nur eine Rumpfbesatzung Dienst tat. Jeder kam mal dran. Aber fast jeder, der drankam, um zu dieser Zeit seine Arbeit absolvieren zu müssen, empfand diese Einteilung als Belastung. »Na,

hat's dich endlich auch mal erwischt? Geschieht dir recht, schließlich hat man mich schon viel häufiger zur Nachtschicht verdonnert …«

Eines der Kernstücke während der Besichtigung der neuen STERNENFAUST war natürlich die Brücke gewesen. Milgor hatte auf Satren-Nors Schulter gesessen, als sie ihnen gezeigt wurde. Deshalb hatte das automatische Security-System, von dem jeder erfasst wurde, der die Brücke betrat oder verließ, auch Milgors Anwesenheit an Bord gespeichert und ihm, da er von dem System als Teil des Ehrengastes erfasst wurde, automatisch einen VIP-Status zuerkannt. Milgor konnte also die Brücke betreten, ohne dass sich automatisch ein Schott vor seiner Nase schloss oder Alarm ausgelöst wurde. Satren-Nor und Sonderbotschafter Maunga waren die einzigen Gäste an Bord, die diesen Status besaßen und – wenn sie wollten – die Brücke »einfach so« betreten durften. Wahrscheinlich ohne sich dessen bewusst zu sein, besaßen sie damit ein Vorrecht, das noch nicht einmal die Mehrzahl der Besatzungsmitglieder der STERNENFAUST für sich beanspruchen konnte, von den Führungsoffizieren abgesehen.

Milgor hätte, um in die Küche oder die verschiedenen Kantinenräume zu gelangen, nicht über die Brücke gehen müssen. Die Kommandozentrale aber lag viel näher zur Kabine, die man ihnen gegeben hatte, und deshalb war der Geruch, der von der Brücke in seine feine Nase kroch, ungleich stärker. Der Entschluss, zuerst einmal den Ursprung des stärkeren Dufts zu erkunden, war im wahrsten Sinne des Wortes nahe liegend.

Als der Gengo auf die kleine Tischplatte sprang, die sich Fähnrich Glixta Barfeld neben seinem Arbeitsplatz aus dem Ortungspult gezogen hatte, um einige Chew-Cakes und einen großen Becher Mandra-Mix darauf abzustellen, waren die vielen kleinen Lichtpunkte der Angreifer auf dem Ortungsschirm bereits zu sehen. Dabei hatte sich Fähnrich Barfeld extra einen Ein-Liter-Becher des Mandra-Mix-Drinks mitgebracht, ein echter Energielieferant und Wachmacher. Trotzdem war er während seiner Schicht, auf der er Lieutenant Ashley Briggs abgelöst hatte, schon nach einem Bissen Chew-Cake und einem kleinen Schluck Mandra eingenickt.

Niemand sonst auf der Brücke achtete auf ihn, da die Monitortürme der Ortungsanlage ihn von drei Seiten her vor allen anderen Blicken abschirmten. Hätte er geschnarcht, es wäre wahrscheinlich aufgefallen. Und ein energischer Tritt gegen seinen Sessel hätte den Status Quo und seine Aufmerksamkeit ohne viel Gerede wieder hergestellt. So aber blieb seine geistige Abwesenheit unentdeckt.

Ein Zustand, den Milgor begeistert begrüßte. Er reichte die Bedienungskarte, die er nach wie vor in der Vorderpfote hielt, nach hinten, wo sich seine Schwanzspitze um das kleine, flache Gerät wickelte und begann genüsslich aber auch nicht allzu laut schmatzend einen Chew-Cake nach dem anderen zu vertilgen. Dabei erlebte er wie jeder, der den Hals nicht voll bekam, den üblichen Effekt. Milgor wurde durstig, sehr durstig sogar. Das seltsame Getränk in dem

eimergroßen Becher roch zwar etwas merkwürdig, aber es war doch klüger, hier an dem Platz zu bleiben, wo noch eine ganze Hand voll bestes Futter herumlag, als wegzulaufen und anderswo nach etwas Trinkbarem zu suchen.

Schließlich sprach die Tatsache für sich. Milgor konnte genau riechen, dass der Mensch, der in Armlänge neben ihm schlief, bereits von dem Saft getrunken hatte. Also war das Zeug in jedem Fall genießbar. Was diese Wesen vertrugen, vertrug er allemal. Was Milgor bei seiner Überlegung allerdings nicht bedacht hatte, war die Konsistenz des Drinks, in den er nun seine Schnauze steckte. Kaum hatte seine Zunge die Oberfläche der Flüssigkeit berührt, zerbarst die Oberflächenspannung und das Zeug begann zu sprudeln wie eine der berühmten Schleimgasquellen auf Munderpar, dem Planeten der verlorenen Gesundheit.

In Milgors Naseninnenhaut begann es plötzlich derart stark zu prickeln, dass er lauthals in die Flüssigkeit hineinnieste und das Getränk damit weiträumig über den Arbeitsplatz verteilte. Fähnrich Glixta Barfeld war mit einem Schlag wach und wollte angesichts der Sauerei auf dem Ausziehtischchen schon anfangen, lautstark zu schimpfen, als sein Blick den Orterschirm streifte. Er hatte noch kein zweites Mal ausgeatmet, da gellten bereits die Alarmsirenen durch das Schiff …

*

»Was wollen die?«, fragte Dana scharf. Sie war noch nicht richtig wach, denn sonst hätte sie diese Frage nicht gestellt.

»Mich«, antwortete die Translatorenstimme des Predigers trocken.

»Leider ist die Situation innerhalb des kridanischen Imperiums immer noch alles andere als stabil«, ergänzte Rior-Su. Die beiden Kridan standen zusammen mit Dana Frost auf der Brücke der STERNENFAUST II und beobachteten die Annäherung der lang gestreckten Formation, die ausnahmslos aus kleinen, wendigen Kampfkreuzern bestand. Die Weigerung der sich rasch nähernden Flotte, auf die Funksprüche der STERNENFAUST zu antworten, sprach Bände.

»Keine Antwort ist auch eine Antwort«, sagte van Deyk. »Jeder an Bord hat genug Erfahrung und weiß, dass das nur eines bedeuten kann …«

»Sie kennen die Kampfkraft der neuen STERNENFAUST nicht«, erwiderte Dana.

»Nein, aber auch dieses Schiff ist nicht unbesiegbar …«, antwortete van Deyk.

Warum muss er nur immer das letzte Wort haben?, überlegte Dana, doch auch hier wusste sie längst die Antwort. An Erfahrung war ihr van Deyk viele Dienstjahre voraus und – na ja, in einigen Bereichen

überlegen. In vielen Dingen überlegen, wenn sie ehrlich zu sich war. Er war bereits Captain eines Kreuzers gewesen, als sie noch gar kein eigenes Kommando innehatte. Jetzt war er ihr Untergebener.

Es war ihm nicht anzumerken, ob er die Situation als demütigend empfand. Man hatte einen fähigen Mann, den sie im Grunde sehr schätzte, degradiert, weil er es in der Endphase des Krieges mit den Kridan gewagt hatte, Feinden das Leben zu retten. Solchen Feinden, deren Schiff bereits zerstört war und die unweigerlich in den Tod gerissen worden wären. Dana achtete van Deyk dafür und konnte die Hintergründe, die zu seiner Degradierung geführt hatten, kaum nachvollziehen.

Politik …. dachte sie verächtlich. *Politik und Intrigen …*

Ihr war klar, dass ihre gelegentliche Verärgerung über ihren Ersten Offizier hauptsächlich daher rührte, dass der Mann in den meisten Fällen schlicht und ergreifend Recht hatte.

»Es bleibt uns keine Zeit, die Hintergründe zu analysieren, warum wir angegriffen werden, Prediger«, sagte Frost. »Das müssen die Untersuchungen Ihres Geheimdienstes herausbekommen – *nachdem* wir die Attacke abgewehrt haben …«

Falls es uns dann noch gibt … Den letzten Gedanken behielt Dana wohlweislich für sich. Die Schnäbel der beiden Kridan begannen leicht zu schnattern. Das bedeutete keine konkreten Worte oder Sätze, sondern war nur eine Art allgemeiner Zustimmung.

»Bitte begeben Sie sich jetzt in ihre Kabinen und bleiben Sie dort, bis die Gefahr vorbei ist«, fügte sie noch hinzu. Satren-Nor schüttelte jetzt schweigend in einer beinahe menschlich wirkenden Geste den Kopf und griff mit einer Hand nach Milgor, der eilends auf seine Schulter kletterte. Mit dem für Kridan so typischen staksigen Gang verließen sie die Brücke.

Augenblicklich galt Danas Aufmerksamkeit wieder dem Hauptschirm. Mit rasch hervorgestoßenen Worten erteilte sie ihre Befehle.

*

»Unmöglich, dem Nexus auszuweichen …« Die schlichten Worte beschrieben kaum das Schicksal, das die STERNENFAUST erwartete. Noch waren die letzten Lichtspuren nicht erloschen, die anzeigten, was mit dem Kridan-Kreuzer geschehen war, der kurz vor ihnen wie ein Kamikaze-Jäger auf die unsichtbare Barriere geprallt war.

»Es müssen ehemalige Tanjaj sein«, vermutete van Deyk. »Nur sie sind fanatisch genug, ihr eigenes Leben so leichtfertig zu opfern, um uns in die Falle zu locken …«

»Sie mögen Recht haben, I.O.«, knurrte Dana und wandte sich an den Ruderoffizier. »Lieutenant Santos, maximale Beschleunigung! – Sofort!«, bellte sie, als sie die verwunderten Blicke sah, die sie

anstarrten.

»Wenn wir schon keine Chance mehr haben, dann nutzen wir sie«, sagte van Deyk.

Im Verlauf ihrer Flucht vor der Formation der Angreifer hatte die STERNENFAUST bereits auf gut ein Drittel Lichtgeschwindigkeit beschleunigt. Ein paar Prozent mehr und die Bergstrom-Generatoren konnten den Übergang in den Bergstrom-Raum einleiten. Es war fraglich, ob sie es noch rechtzeitig vor dem Aufprall auf die Nexus-Barriere schaffen würden. Vor allem aber war höchst fraglich, ob das – falls sie es schafften – überhaupt irgendetwas bringen würde. Immerhin handelte es sich bei dem Nexus-Komplex um eine Dimensions-Anomalie, die höchstwahrscheinlich in den Bergstrom-Raum hineinlappen würde.

Es wäre sehr interessant zu beobachten, was dann mit ihrem Schiff geschah.

Aber auch nur für einen außenstehenden Beobachter in sicherer Entfernung …

Nicht umsonst galt der Nexus, wie Satren-Nor berichtet hatte, im kridanischen Imperium seit den ersten Tagen der Raumfahrt als das Tor zur Hölle. Kein Schiff, das je in den Bann der Anomalie geraten war, hatte diese Berührung überlebt. Keines, das vom Höllentor verschlungen wurde, war je wieder aufgetaucht. Nicht einmal kleinste Wrackteile wurden nach einer solchen verhängnisvollen Kollision gefunden. Der Nexus bedeutete die vollständige Auslöschung und Vernichtung, ohne die geringsten Spuren zu hinterlassen.

»Eine No-Go-Dead-Zone«, hatte van Deyk gesagt. Es war ihm anzuhören, dass er Respekt vor dem Unbekannten, vor dem Nexus-Komplex empfand. Gehörigen Respekt oder besser gesagt: höllischen Respekt …

»Lieutenant.« Dana nickte Susan Jamil zu, die vor der Bergstrom-Funkanlage saß.

Mit einigen schnellen Tastaturbefehlen schob sie der Kommunikationsoffizierin ein komplexes Datenpaket auf den Schirm. Jamil verstand ohne weitere Nachfrage und schaltete den Sequenzer für eine einfache Verschlüsselung ein. Auch ihr war bewusst, dass für eine stärkere Absicherung der Daten keine Zeit mehr blieb. Parallel dazu aktivierte sie den Bergstrom-Sender. Als die Verschlüsselung nach wenigen Sekunden abgeschlossen war, schickte sie die vermutlich letzte Nachricht vom Verbleib der STERNENFAUST und dem, was zuletzt geschehen war, an das Hauptquartier des Star Corps.

Obwohl rein optisch nichts auf die Anwesenheit der Barriere hindeutete – sie war ebenso schwarz und undurchdringlich wie der sie umgebende Normalraum – fühlten alle an Bord, dass sie in einem Geschoss eingesperrt waren, dass mit rasant zunehmender Geschwindigkeit auf etwas zuraste, das mit einer meterdicken Betonwand nur unzulänglich vergleichbar war. Eine Betonwand, die sich einem Personengleiter in den Weg stellte, der ungebremst darauf

zuschoss, wobei keine Steuerung mehr funktionierte und keine Bremse mehr in der Lage war, den finalen Aufprall zu verhindern.

Die Anzeigen auf Dana Frosts Bildschirm zeigten eine Flut von Daten, die sich rasch veränderten. Am schnellsten nahm der Abstand zu jener Grenzfläche ab, die sie als millimetergenau definierten Beginn des Nexus vor sich wusste. In umgekehrter Proportion steigerte sich die Geschwindigkeit der STERNENFAUST, um diese Barriere noch schneller zu erreichen. Natürlich gab es keinerlei gesicherte Daten darüber, was sich hinter dieser Grenzregion, innerhalb des Nexus-Komplexes verbarg. Dennoch flossen auch hierzu unendliche viele Daten durch die bordeigenen Orter- und Rechenanlagen. Aber sie ergaben weder einzeln betrachtet noch insgesamt irgendeinen Sinn.

Es war, als würde die menschliche Logik – auf deren Grundlage sämtliche Programme und überhaupt alles an Bord funktionierten – und die Logik innerhalb der Anomalie vollständig unvereinbar sein. Ein eiskalter Schauer durchfuhr Dana, und sie spürte, dass sich eine seltsame Feuchtigkeit in ihren Augenwinkeln angesammelt hatte.

Tränen?

Dass mir jetzt bloß niemand ins Gesicht sieht …

Verstohlen blickte sie sich um, aber in den wenigen noch verbleibenden Momenten schien jeder stumm und mit sich selbst beschäftigt zu sein. Es war für den Bruchteil einer Sekunde, als säße sie ganz allein auf der Brücke der STERNENFAUST, ja, als wäre das ganze Schiff bis auf sie vollkommen leer … So leer, wie sie sich selbst jetzt fühlte.

Der permanente Fluss an Zahlen, Daten, Bilder, die ihr über den Nexus zugespielt wurden, waren nicht nur völlig unverständlich, sie waren auch schlicht und ergreifend unsinnig. Das, was den Nexus-Komplex ausmachte, war unter den Voraussetzungen menschlichen Verständnisses und seiner ungezählten Hilfsmittel, wie der hyperschnellen Datenverarbeitung an Bord, einfach unmöglich. In seiner Ausdehnung ganz offensichtlich begrenzt, offenbarte sich der Nexus als unendlich. Und das war noch einer der simpleren Widersprüche. Anders als ein Schwarzes Loch, das in die Verdichtung führte und anders als etwa Wurmloch Alpha, das mit seinen Strings weit entfernte Teile des Universums miteinander verband, führte der Nexus zugleich in die Unendlichkeit und ins Nichts.

Während Dana schweigend und tief versunken ihre letzten Gedanken und Gefühle einem galaktischen Paradoxon widmete, bemerkte sie überhaupt nicht, dass auf den Punkt genau zwei Dinge auf einmal geschahen.

Die STERNENFAUST II wechselte in exakt dem Augenblick in den Bergstrom-Raum, als sie auf die tödliche Barriere des Nexus prallte …

*

Raum und Zeit lösten sich auf. Die festen dimensionalen Verflechtungen zwischen Einstein- und Bergstrom-Raum zerfaserten wie Gewebe, dessen Fäden sich zurück auf ihre ursprünglichen Garnrollen wickelten. Die Falten und Gitter, zwischen denen die atomaren Schwingungen für die Entstehung von Materie und Energie sorgten, zerfielen. Das weiße, alles überstrahlende Licht, das Dana als letzte Wahrnehmung in sich aufgesogen hatte, war wie ein feinmaschiges Sieb. Durch dieses Sieb wurden jene Bündel an Form und Bewusstsein, das sie und ihre unmittelbare Umgebung ausgemacht hatten, hindurchgeschüttelt wie feinster, blütenreiner Mehlstaub. Eine kosmische Wolke, die eins wird mit dem Licht. Licht, das streng genommen gar kein Licht mehr ist, keine Energie, keine Welle, keine Strahlung, sondern nur etwas Unbegreifliches …

*

Das Nichts?

*

Oder doch eine Frage …?

*

Dann war sie wieder da.

*

Wirklich?

»Wir sind doch nicht im Bergstrom-Raum?«

Ihre Stimme klang so trocken, so monoton. Hatte sie von »Wir« geredet? Dana Frost blickte sich um, so wie sie sich vor wenigen Augenblicken bereits umgeschaut hatte. Die Brücke und die darauf anwesenden Offiziere verdrehten ebenso die Köpfe wie sie. Nichts schien sich verändert zu haben, aber das war nur ein erster, flüchtiger und höchst fragwürdiger Eindruck.

Dana spürte, dass ihre kritische, gelegentlich auch selbstkritische Einstellung in ihr Denken zurückfloss, wie ein guter, starker Kaffee in eine Tasse geschüttet wurde. Oh ja. Ein Kaffee … Das wäre das Nächste, was sie sich gönnen würde. Kein Synthodrink, kein neumodisches Energie-Getränk, ein guter alter Kaffee aus wohl gerösteten Bohnen, die auf der Erde gepflückt worden waren. Ein teures Vergnügen in einer Zeit, in der sich kaum noch jemand für den bitteren Geschmack dieses belebenden Getränks begeistern konnte.

Danas Blick traf auf den von van Deyk. Sie sah, dass es in seinen

Augenwinkeln seltsam schimmerte. Ein Hauch von Feuchtigkeit. Sie berührte mit dem Zeigefinger flüchtig ihre eigenen Augenwinkel und wusste doch schon vor dieser Geste, dass sie ebenso feucht waren. Die ungeheuere seelische Erschütterung, die sie alle in Bruchteilen von Sekunden durchgestanden hatten, hatte bei jedem von ihnen Spuren hinterlassen. Ganz natürlich, schließlich waren sie keine Roboter.

»Nein, wir sind nicht im Bergstrom-Raum«, antwortete van Deyk und wandte den Blick von ihr ab. Dana sah, dass er sich auf die Angaben seiner Monitore konzentrierte und schließlich den Kopf schüttelte. »Wenn das hier überhaupt etwas zu bedeuten hat«, murmelte er mit leiser Stimme, »dann nur eins …«

»Reden Sie schon!« Der Einwurf kam von Susan Jamil, die van Deyk mit bleichem Gesicht anstarrte.

Das darf nicht sein!, schoss es Dana durch den Kopf. *Solch ein Ton ist höchst unangebracht …*

Doch bevor sie dazu kam, Jamil zurechtzuweisen, antwortete van Deyk mit kaum lauterer Stimme: »Wir sind mitten drin – im Nexus …«

»Was bedeutet das?«, stieß Jamil mit kaum unterdrückter Panik hervor.

Niemand antwortete ihr. Jeder spürte, dass sie einer ehrlichen Antwort entgegenfieberte. Aber keiner konnte sie ihr geben, weil niemand sie wusste.

»Heißt das, wir … sind … wir sind … tot?«, stammelte sie schließlich erschrocken und erstarrt zugleich.

Van Deyk zuckte mit den Schultern, gleichzeitig verzogen sich seine Lippen zu einem wölfischen Grinsen.

»Dann wollen wir mal hoffen, dass das hier nicht die Hölle ist«, sagte er und schoss einen glühend-finsteren Blick auf sie ab. »Ich hab mir nämlich sagen lassen, dass es dort sehr ungemütlich sein soll – für uns …«

Dana konnte sich ein lautes Auflachen nicht verkneifen. Die übrigen Offiziere fielen in das Lachen ein. Irritiert blickte Susan Jamil von einem zum anderen. Nach einigen Sekunden verzog sich ihr Mund zu einem säuerlichen Lächeln. Auch in dieser Hinsicht war ihr van Deyk irgendwie voraus. Selbst ein noch so schlechter Scherz entkrampfte die Konfrontation mit dem Unbekannten leichter, als jeder Versuch mit Vernunft darauf zu reagieren.

*

Bedauerlichweise stellte sich rasch heraus, dass der Scherz des Lieutenant Commander im übertragenen Sinn leider näher an die Wirklichkeit herankam, als ihnen lieb war. Ein ausbruchssicheres Gefängnis bezeichnet man gerne als Hölle.

Nichts anderes war das Innere jener eine halbe Lichtstunde großen Raum-Zeit-Anomalie, in der sie sich befanden. Das Zusammentreffen

von Übertritt in den Bergstrom-Raum und Aufprall auf die äußere Schale des Nexus hatte zwar vorübergehend ihr Leben gerettet, aber Dana Frost begann schon rasch zu ahnen, dass ein schneller Tod für sie alle vielleicht die bessere Wahl gewesen wäre. Schon bald stellte sich nämlich heraus, dass es nur einem glücklichen Zufall zu verdanken war, dass die STERNENFAUST nach dem Eintritt in den Nexus-Komplex nicht durch ein komplettes Maschinenversagen völlig lahm gelegt worden war.

Die nahezu endlose Liste der Schadensmeldungen offenbarte jedenfalls eines mit aller Deutlichkeit: An Bord funktionierte kaum noch etwas. Und das, was funktionierte, funktionierte nicht so, wie es sollte …

Noch nicht einmal ein Kaffee, den sich Dana so sehnlich gewünscht hatte, konnte mehr gebraut werden. Abgesehen von einfachsten, rein mechanischen Vorrichtungen waren so gut wie alle Geräte ausgefallen.

»Man sieht den Aggregaten äußerlich nichts an«, meldete der Leitende Ingenieur Jefferson, der sich für seinen Bericht persönlich zur Brücke hatte begeben müssen, da auch die Bordkommunikationsanlagen nicht mehr funktionierten. Selbst der Weg von den Maschinenräumen zur Brücke war ein beschwerlicher Hindernislauf gewesen, da sich mit dem Übergang in den Nexus automatisch alle Schotts innerhalb der STERNENFAUST geschlossen hatten und nun nicht mehr öffnen ließen. Jedenfalls nicht wie gewohnt per Knopfdruck. Zum Glück konnte man an den Seitenwänden Verkleidungen abmontieren, hinter denen sich Handräder verbargen. Mit ihrer Hilfe ließen sich die Türen, Tore und Schotts im Schiff wieder aufkurbeln.

Die Bergstrom-Aggregate hatten sich selbst unmittelbar nach dem Eintritt in den Nexus auf Stand-by geschaltet. Um sie endgültig abzuschalten oder wieder hochzufahren bedurfte es einer alphanumerischen Steuerung, die ebenfalls ausgefallen war.

»Also laufen sie derzeit im Leerlauf«, sagte Dana. Jefferson nickte.

»Wie sieht es mit der Energieversorgung aus?«

»Es ist höchst mysteriös, Captain«, antwortete Jefferson. »Die Notstrombeleuchtung hat sich nicht eingeschaltet, weil abgesehen von einigen Leuchtstoffröhren im Hangar der L-1 noch überall die Beleuchtung funktioniert, aber versuchen Sie mal das Licht auszuschalten …«

Dana nickte mit dem Kopf zu Susan Jamil, die der wortlosen Aufforderung nachkam und zu dem kaum handflächengroßen Sensorfeld ging, das sich unmittelbar neben ihrem Arbeitsplatz befand. Schon die Annäherung ihrer Finger hätte das berührungsempfindliche Feld in verschiedenfarbige Flächen aufteilen müssen, gelb für mehr Helligkeit, braun zum Abdimmen, rot um das Licht vollständig auszuschalten. Nichts davon geschah. Das Licht brannte ohne ein einziges Aufflackern weiter. Keinerlei Veränderung ließ sich beobachten.

»Es ist kein Problem, die Wandverschalung abzunehmen und das Licht, wenn Sie wollen, mechanisch auszuschalten«, sagte Jefferson, für dessen infrarotbasierter Wahrnehmung es ohnehin keinen Unterschied machte, ob die Lichtquellen funktionierten oder nicht. Er wedelte dabei mit einem Schraubenzieher, den er aus einer Tasche seiner Uniform gefingert hatte. »Und um auf ihre Frage zurückzukommen, Captain. Die interne Energieversorgung der STERNENFAUST funktioniert – noch … Das bedeutet, Lufterneuerung, Heizung alles läuft. Aber …« Er stockte.

»Aber was …«

»Es wird ein Problem, wenn irgendetwas verstellt werden soll und diese Veränderung der Einstellung mit einem Programm angesteuert werden muss.«

»Verstehe«, sagte Dana knapp, obwohl sie voller Zweifel war, die angedeuteten Konsequenzen tatsächlich richtig interpretieren zu können. »Ortung …«

Die Besprechung mit den Offizieren zog sich noch eine Weile hin. Nachdem die Lage im Innern der STERNENFAUST II gecheckt worden war und als nicht komplett hoffnungslos eingeschätzt werden konnte, mussten sie sich Klarheit über das verschaffen, was sie umgab. War es schon schwierig, um nicht zu sagen unmöglich, zu erklären, welche Kräfte auf die Bordelektronik eingewirkt hatten und vor allem, warum dies geschehen war, so erwies sich die Beantwortung der Frage, welche Kräfte und naturwissenschaftlichen Gesetze um sie herum wirksam waren, als ungleich schwieriger. Da auch die herkömmliche Ortung zusammengebrochen war und die angezeigten Daten an jenem Punkt stehen geblieben waren, als Aufprall und Übertritt in den Nexus unmittelbar bevorstanden, waren auch sie unbrauchbar.

»LI«, fragte Dana, »funktionieren die Schleusen noch?«

»Wir werden alles per Hand so umstellen können, dass sie analog zu bedienen sind. Dafür sind sie im Notfall schließlich auch vorgesehen …«, antwortete Simon E. Jefferson.

»Wie lang …«

»Wenn das länger als eine Minute pro Schleuse beansprucht, dann stimmt etwas ganz gewaltig nicht, Ma'am …«

»Gut. Lieutenant«, erwiderte Dana. »Sie begleiten mich. Wir gehen nach draußen und verschaffen uns dort einen Überblick.«

»Sollte nicht jemand anderes …« Der leise vorgetragene Einwand kam von van Deyk.

»Im Gegenteil, I.O. Sie haben die Brücke … Was die visuelle Wahrnehmung von Jefferson und mir anbelangt, ich denke, wir werden uns dabei bestens ergänzen …«

»Aye, Ma'am«, sagte van Deyk, ohne dass ihm anzumerken war, ob ihm Danas Antwort passte oder nicht.

Ihrer Logik konnte er schwerlich etwas entgegensetzen. Dana bemühte sich, dass man ihr den kleinen Triumph nicht an der Nasenspitze ansah.

Trotzdem war das, was sie vorhatte, höchst risikoreich.

Welche Strahlung erwartete sie draußen? Würden sie innerhalb kürzester Zeit auf Grund eines Ionenfeuerwerks in ihren Raumanzügen gegrillt wie eine Fertigpizza in der Mikrowelle?

»Beim kleinsten Anzeichen irgendeines schädlichen Einflusses ziehen wir uns wieder ins Innere des Schiffes zurück«, sagte Dana zu Jefferson.

»Versteht sich von selbst, Captain«, erwiderte Jefferson.

Selbst der LI gehört zu den Leuten, die unbedingt das letzte Wort behalten wollen, dachte Dana und überlegte, was es genau war, das sie daran störte. Die nahe liegendste Antwort, dass jeder von ihnen den militärische Drill so verinnerlicht hatte, kam ihr aus genau diesen Gründen nicht in den Sinn. Jede Bemerkung eines Vorgesetzten galt für den Untergebenen als Gesetz, selbst wenn der Höherrangige gerade den größten Unsinn von sich gab. Und jede Bemerkung wurde letztlich wie ein Befehl verstanden, den man natürlich zu bestätigen hatte.

*

In ihren Raumanzügen waren Dana Frost und Jefferson kaum auseinander zu halten. Die Gravsohlen ihrer Stiefel funktionierten ohne Einschränkungen, sodass sie problemlos auf der Außenhülle der STERNENFAUST herumlaufen konnten. Dana misstraute dem Blick durch die Fenster, die da und dort einen unmittelbaren Blick nach draußen gewährten.

Abgesehen vom eingeschränkten Sichtfeld, hatten sich einige der Fenster automatisch verdunkelt und ließen sich momentan nicht wieder klar stellen. Der Helmfunk in den Raumanzügen hatte dagegen den Übergang in den Nexus unbeschadet überstanden, wie überhaupt sämtliche Funktionen der Raumanzüge einwandfrei arbeiteten.

»Vielleicht deshalb, weil die Anzüge vom Schiff unabhängig sind …«, murmelte Dana.

»Habe ich auch schon vermutet«, erwiderte Jefferson in ihrem Helmlautsprecher. »Mir kommt es so vor, als seien im Inneren des Schiffes alle die Funktionen zusammengebrochen, die in irgendeiner Weise zentral gesteuert sind. Jedes Ding, das sich dezentral bedienen lässt, funktioniert oder kann zumindest per Hand wieder in Betrieb genommen werden.«

Dann gibt's ja vielleicht noch Hoffnung auf ein Tässchen Kaffee, überlegte Dana zynisch.

Die Restlichtverstärkung funktionierte einwandfrei.

»Was sehen Sie, Lieutenant?«, fragte Dana.

»Nichts«, war die lapidare Antwort. »Zumindest nichts Bemerkenswertes: uns und die STERNENFAUST – das war's.«

»Mir erscheint es so, als würden wir durch ein riesiges Fass schwarzer Tinte *schwimmen*«, sagte Dana. »Es kommt mir so vor, als

sähe ich die eigene Hand vor den Augen nicht. Obwohl sich die gesamte STERNENFAUST deutlich vor der Schwärze abzeichnet.«

»Es ist ein Paradoxon, die Außenhülle und Aufbauten der Sternenfaust klar zu erkennen und trotzdem das Gefühl zu haben, nichts zu sehen«, ergänzte Jefferson.

»Das passiert alles nur innerhalb unserer Köpfe«, sagte Dana heftig.

»So radikal?«

Dana lachte. Sie wusste genau, was Jefferson meinte.

»Nein, nein«, wehrte sie ab. »Wir sind schon tatsächlich hier draußen und versuchen, etwas herauszubekommen, uns umzuschauen. Aber die Flut an paradoxen Wahrnehmungen sind letztlich ein Produkt unseres Denkens, nicht der Wirklichkeit …«

»Wenn Sie's sagen, Captain …«

Sie bogen über die Rundung, die sie auf die Unterseite der STERNENFAUST führte. Es war, als wäre ein Vorhang zur Seite gezogen worden. Dabei versperrte ihnen bis eben nur der Korpus ihres Raumschiffs die ohnedies erschwerte Sicht. Dana stöhnte leise auf. Einerseits wegen des unglaublichen Anblicks, der sich ihnen bot, andererseits weil sie auch an ein Versäumnis erinnert wurde, das ihr unabhängig von dem überwältigenden Anblick ziemlich peinlich war.

Wredan, verdammter Mist … Titus Wredan.

Ein gutes Stück von ihnen entfernt befand sich die Aushöhlung in der Hülle der STERNENFAUST, in der der Jäger verankert war – verankert sein sollte!

Der Kleinstraumer schwebte etwa einen Meter von der Schiffshülle entfernt, wahrscheinlich gehalten von Gravitationsfeldern, die nicht mehr verändert werden konnten.

Obwohl das bemannte Geschoss noch ein gutes Stück von ihr und Jefferson entfernt war, erkannte Dana die Umrisse des Piloten durch die transparente Kuppel.

»Was ist mit ihm los?«, fragte Jefferson, der im gleichen Moment den Piloten wahrnahm.

»Keine Ahnung, vor allem weiß ich nicht, ob er unseren Helmfunk empfängt …«

Sie rannten auf den Jäger zu.

»Hey, Wredan, hören Sie mich?«, keuchte Dana.

Er bewegt sich nicht, er antwortet nicht … Hoffentlich ist er nicht …

Sie wagte nicht einmal den Gedanken zu Ende zu denken, geschweige denn ihn auszusprechen. Das jedoch wusste Dana mit erschreckender Klarheit: Sollte der Pilot tot sein, würde sie sich bis ans Ende ihrer Tage Vorwürfe machen. Hätte sie doch rechtzeitig den Befehl gegeben, ihn zurück an Bord zu holen! Wie hatte sie den Mann nur vergessen können? Was mochte mit ihm geschehen sein während des unerklärlichen Eindringens in den Nexus?

Normalerweise und theoretisch konnte ein Jägerpilot an Bord seines fliegenden Gauss-Geschützes bleiben, während das Mutterschiff in den Bergstrom-Raum wechselte. Aber was war hier schon normal? Und von

einer Theorie des Nexus-Komplexes waren sie weiter entfernt denn je. Es schien beinahe so, als stellte der Nexus umso mehr Rätsel, je mehr er von sich offenbarte.

Sie erreichten den Jäger, der aus ihrer Perspektive verkehrt herum vor ihnen schwebte. Deutlich konnten sie nun Titus Wredan in seiner winzigen Pilotenkanzel erkennen. Seine Augen waren unnatürlich weit aufgerissen, auch der Mund stand ihm in unsäglichem Erstaunen offen. Er nahm weder von Dana noch von Jefferson Notiz, obwohl sie jetzt kaum eine Armlänge von ihm entfernt waren.

Jefferson hämmerte mit seinem dicken Handschuh gegen die Kuppel. Da sich im Inneren keine Luft befand, war auf keinen Fall etwas zu hören, aber vielleicht nahm der Pilot die Vibration wahr. Doch es war keinerlei Anzeichen zu bemerken, dass Wredan auch nur unbewusst auf das Klopfen reagierte.

So sieht doch kein Toter aus!, versuchte sich Dana selbst zu beruhigen. Sie hatte in der Tat schon viele Tote gesehen, aber konnte sie sich deshalb ein Urteil erlauben?

Ein schneller, kaum wahrnehmbarer Lidschlag verriet Dana, dass doch noch ein Hauch von Leben in ihm steckte. Erleichtert ließ sie einen tiefen Seufzer hören. Sie spürte nicht, wie sie der für normale Menschen kaum deutbare Blick Jeffersons streifte. Stattdessen sah sie, wie sich Wredans Oberkörper unter seinem Raumanzug leicht bewegte. Er atmete. Mit einer langsamen Geste, wie in Zeitlupe, hob Titus Wredan jetzt seinen rechten Arm, jedoch nur um ein paar Zentimeter.

Wortlos verstanden Dana und Jefferson, was diese kleine Bewegung bedeutete. Auch sie wandten die Köpfe. Zu dritt starrten sie jetzt auf das Unglaubliche …

*

Es war Fähnrich Clayton Morales, ein Assistent von Simon E. Jefferson, der Satren-Nor und Milgor schließlich aus ihrer Kabine befreite. Die Fernbedienung öffnete die Tür nicht mehr und der Prediger kannte sich naturgemäß zu schlecht mit der irdischen Technik aus, um zu wissen, dass man sie – nach der Entfernung eines Stücks der Wandverschalung – auch per Hand öffnen konnte.

Kaum klaffte das Kabinenschott einen kleinen Spalt auf, schob sich ein Fellbündel durch die kaum eine Hand breite Öffnung, wuselte über den Gang und war fürs Erste verschwunden. Die nicht von einem Translator übersetzten Laute, die parallel dazu aus dem Innern der Kabine erklangen, konnten dennoch den Ärger kaum verhehlen. Schließlich stand die Tür so weit offen, dass auch Satren-Nor die Kabine verlassen konnte.

»Was auch immer geschehen ist«, sagte der Prediger mit einem leichten Schnabelklappern, das bei den Kridan einem verlegenen Lächeln entsprach, »es hat den kleinen Milgor mehr mitgenommen als

mich.«

»Wir befinden uns offenbar innerhalb des Nexus«, erklärte der Fähnrich.

»Dann wundert mich nichts mehr«, sagte Satren-Nor. »Diese Tiere sind für manches viel empfänglicher als ein Kridan, der über die Jahrtausende dank seiner Zivilisation und Kultur viel von seinen Instinkten eingebüsst hat …«

»In dieser Hinsicht sind sich Kridan und Menschen wahrscheinlich ähnlicher als die meisten Vertreter unserer jeweiligen Spezies glauben«, erwiderte Clayton Morales. »Ich muss Sie bitten, allein nach Milgor zu suchen. Ich muss noch eine Reihe von Schotts öffnen und fürchte, dass auch Botschafter Maunga noch in seiner Kabine eingesperrt ist …«

»Dann will ich Sie keinesfalls länger aufhalten, nicht dass der Botschafter verärgert ist und letztlich mir die Schuld gibt …«

Der Fähnrich verzog sein Gesicht zu einem etwas gequälten Lächeln. Es war offensichtlich, dass er dem Humor des Predigers nicht viel abgewinnen konnte.

*

Es war Dana wie Jefferson unmöglich, lediglich mit ihren bloßen Augen zu bestimmen, wie weit das Objekt entfernt oder wie groß es tatsächlich war.

»Möglicherweise sind wir näher dran, als uns gut tut …«, murmelte Dana kaum hörbar.

Selbst wenn das zutraf, war das Gebilde wuchtig, riesig, dominant. Vielgestaltig in Form und Ausstrahlung. Jeffersons Antwort bestand lediglich aus einem leichten Grunzen. Das – ja, was war es nur? – das »Ding« hatte es in sich. Es zog sie unwiderstehlich in seinen Bann. Es ließ sich rein äußerlich zwar – wenn auch mit Mühe – einigermaßen beschreiben, aber damit war nur ein Bruchteil dessen erfasst, was es eigentlich ausmachte.

Das, was da nach ihrem subjektiven Standpunkt neben der STERNENFAUST schwebte, war ein bizarr geformtes, rundes Objekt, das grob vereinfacht wie eine stachelige Kugel aussah.

Die Türme, Stachel und Ausläufer, die sich dicht an dicht aus der kugeligen Oberfläche erhoben, wirkten wie eine wilde Mischung aus der Architektur gotischer Kathedralen, den Sakralbauten von Gaudi und den leuchtenden Tentakeln riesiger Tiefseemedusen.

Und das ganze Objekt strahlte. Nicht etwa gleichmäßig oder gleichfarbig, sondern in allen Farben und Formen, bestimmte Bereiche schwächer, andere stärker. Innerhalb der Färb- und Leuchtfelder schien es Strukturen zu geben, so als sei jede Einzelheit in sich noch vielfach untergliedert. Aber hier versagte der Blick wie ein geheimes Versprechen.

Komm näher, dann erkennst du mehr …

Dana schüttelte in ihrem Helm in einer knappen, hastigen Bewegung den Kopf. Schließlich gab ihr das »Goldfischglas«, wie der typische Helm eines Star-Corps-Raumanzugs einst von den Rekruten genannt worden war, nur wenig Bewegungsfreiheit. Hatte sie das eben selbst gedacht?

»Komm näher, dann erkennst du mehr …«, wiederholte sie laut und riss ihren Blick von dem Gebilde, um die Reaktion von Jefferson und Wredan beobachten zu können. Doch keiner der beiden ließ erkennen, dass er überhaupt verstanden hatte, *dass* sie etwas, geschweige denn, *was* sie gesagt hatte. Die irritierenden Netzaugen Jeffersons waren ebenso unverwandt auf das Ding gerichtet wie die leicht geweiteten Pupillen Wredans.

Wie nimmt Jefferson diese seltsamen Lichter, Farben und Strahlen wahr …. überlegte Dana. *Was sieht er überhaupt von diesem Ding? Ist es überhaupt real? Das merkwürdige Lichterflirren könnte auch von einer Projektion stammen, deren Schärfe zu den Rändern hin abnimmt.*

Wie auf einem Notizzettel notierte Dana sich in Gedanken einen Fragenkatalog, den sie abarbeiten wollte. Ihr Blick umfasste das komplette Objekt, das wie eine Sonne oder ein Mond im Inneren des Nexus schwebte.

»Wie eine Spinne in einem gewaltigen Netz«, flüsterte sie. »Fremdartig, wenig vertrauenerweckend, einerseits abstoßend, andererseits faszinierend …«

Trotz ihres Vergleichs konnte Dana die nahe liegende Schlussfolgerung nicht akzeptieren. Undenkbar, sich die STERNENFAUST als kleines zappelndes Beutestück in einer gigantischen Falle vorzustellen.

»Okay, Leute, das reicht«, sagte sie laut. »Wir kehren an Bord zurück. Sie, Wredan, halten sich bereit, dass die Schleusenmannschaft sie aus dem Jäger holt …« Sie stockte. Verstanden die anderen sie überhaupt? Doch dann riss sich Jefferson von dem fesselnden Anblick los.

»Aye, Ma'am«, sagte er mit belegter Stimme.

Erleichtert atmete Dana auf. Sie hatte insgeheim schon befürchtet, dass allein das Anschauen des Objekts einen Sog- oder schlimmer noch einen Suchteffekt auslösen konnte.

»Hat's Ihnen die Sprache verschlagen, Pilot?«, fragte Dana mit knurrender Stimme. Wredan trug einen Raumanzug, also müsste sein Funk eigentlich auch noch funktionieren.

»Ja, Ma'am«, erklang Wredans Stimme in ihren Helmlautsprechern.

Unwillkürlich musste Dana grinsen. Sie verstand, dass es Titus Wredan die Sprache verschlagen hatte, und in gewisser Weise verstand sie sogar, dass er ihr mit Hilfe seiner Sprache genau das bestätigte.

»Alles in Ordnung?«, fragte Jefferson.

»Ja«, kam es knapp aus dem Jäger zurück.

Als Dana und Jefferson sich wieder in die Schleuse begaben, die nach wie vor per Hand bedient werden musste, ließen sie einen einsamen Piloten in seinem Jäger zurück, der weiterhin unverwandt die

vibrierende, pulsierende, viel gestaltige Erscheinung anstarrte.

*

Zurück auf der Brücke konnte Dana zumindest eine gute Nachricht entgegennehmen. Einen kleinen Teil der ausgefallenen Geräte hatte man während ihres Ausflug bereits wieder in Betrieb nehmen können.

»Es sieht so aus, als ob man jede Apparatur wieder neu booten und hochladen muss«, sagte van Deyk. »Wir haben uns zuerst einmal um die verschiedenen Funkanlagen, die Ortungsgeräte und die Außenkameras gekümmert. Letztere übertragen wieder. Auch Bordkom und Funk für den UL-Bereich dürften bald wieder funktionieren. Wie es mit dem Bergstrom-Funk und den anderen Bergstrom-Geräten aussieht, weiß ich noch nicht.«

Dana drehte sich von ihm fort und testete die Bordkommunikationsanlage. Sie gab der Wartungsmannschaft für den Jäger den Befehl, unverzüglich Titus Wredan ins Schiff zurückzuholen. Gerade wollte sie sich erneut dem Lieutenant Commander zuwenden, um den Rest seines Berichtes zu hören, als Crewman Gus Chonyp zu ihr trat. Auf seinem Arm saß der Gengo des Predigers.

»Entschuldigung, Captain«, sagte er zögernd. »Das hier habe ich in der Mannschaftsmesse gefunden …«

»Warum kommen Sie mit Milgor zu mir«, antwortete Dana. »Sie wissen doch, dass er dem Prediger gehört …«

»Normalerweise ja, Captain«, sagte Chonyp. »Aber ich dachte, das sollte sie selbst sehen – äh – hören …«

Normalerweise?, überlegte Dana, *hat Milgor noch mehr Besitzer?* »Wieso? Was hat er denn diesmal ausgefressen?«

»Nichts, Captain. Er hat noch nicht einmal Anstalten unternommen, irgendwas aus der Küche zu klauen …«

»Dann ist er vielleicht krank. Bringen Sie ihn zu Dr. Gardikov, obwohl ich keine Ahnung habe, ob sie etwas für unseren kleinen Gast tun kann …« Dana seufzte. Es gab im Moment Wichtigeres zu tun und zu besprechen. Merkte das dieser Dussel von Chonyp denn nicht?

»Ich weiß nicht, ob Dr. Gardikov da weiterhelfen kann …« Chonyp hob Milgor ein Stück nach oben, sodass er dem Tier direkt in die Augen sehen konnte. »Nun komm schon«, flüsterte er. »Lass mich hier nicht im Regen stehen …«

»Wie bitte?«, fragte Dana und ihre Stimme verlor ihren freundlichen Klang. »Was hat das zu bedeuten, Chonyp?«

Der Crewman ließ irritiert seinen Blick von Milgor zu Dana Frost gleiten und hob wie in Zeitlupe die Schultern. Ein rötlicher Schimmer der Verlegenheit kroch über sein jungenhaftes Gesicht.

Langsam öffnete der Gengo seine Schnauze.

»Futter«, sagte er mit einer etwas quäkigen Stimme. »Gutes Futter …«

»Was …?« Einen so verblüfften Ausdruck hatte noch niemand an

Bord auf van Deyks Gesicht gesehen.

»Das kann doch nicht wahr sein?«, sagte Dana gleichzeitig. Auch sie beherrschte im Augenblick nur ein einziges Gefühl. Grenzenloses Erstaunen.

»… bitte«, fügte Milgor noch hinzu. Dabei runzelte er seine pelzige Stirn in Mitleid erregender Weise.

»Er … er, dieser kleine Kerl … spricht …«, stammelte van Deyk.

»Und zwar nicht kridanisch …«, ergänzte der Crewman mit unverhohlenem Stolz.

»Das gibt's doch nicht …«

»Haben Sie ihm das beigebracht, Chonyp?« Danas Stimme klang trotz allen Erstaunens wieder völlig normal, vielleicht sogar etwas zu kühl. Jeder, der sie etwas besser kannte, wusste, dass diese Stimmung schnell in ein Donnerwetter umschlagen konnte.

Wir sind hier doch kein Zirkus, dachte sie. *Haben meine Leute nichts Besseres zu tun, als Tieren Sprechen beizubringen …*

Vor ihrem geistigen Auge entstand das Cartoonbild eines frechen Papageis, der alle Welt mit dem Absingen schmutziger Lieder nervte.

»Nein, Captain. Ich habe ihm überhaupt nichts beigebracht.« Aus Chonyps Stimme war ein Stück weit Verzweiflung zu hören. Mittlerweile war sein Gesicht puterrot. »Er … er hat mich einfach … angequatscht …« Danas Blick blieb unvermindert skeptisch. Das wurde ja immer besser. Sie seufzte noch einmal leise, dann streckte sie die Arme aus. Chonyp übergab den Gengo an Frost.

»Also, was hast du mir zu sagen?« Sie blickte fragend in Milgors große Augen, die sie aufmerksam und vorsichtig zugleich musterten.

»Nichts besonderes, Captain«, sagte Milgor.

In diesem Augenblick ertönte am Brückeneingang das typische metallische Klacken, das vom stakeligen Gang eines Kridan ausging, der schnell über eine Metallfläche läuft.

»Oh, Captain«, klapperte der Translator des Predigers. »Der Ausreißer ist bei Ihnen. Ich weiß bald nicht mehr, was ich mit ihm machen soll. – Milgor, komm her. Du bist ein ungezogener Kerl …«

Der Gengo sprang aus Danas Armen und rannte zu Satren-Nor. Es war deutlich zu hören, dass das Tier dem Prediger antwortete – diesmal auf kridanisch …

*

»Seit Olafsson weg ist, ist einfach nichts mehr so, wie es …« Malcom McTide verschluckte den Rest dessen, was er sagen wollte. Seine beiden Gesprächspartner, die Crewman Adam Rupert und Will Hauff blickten sich hektisch in dem Mannschaftsaufenthaltsraum um, der gerade von Laetitia Frysher betreten wurde. Malcom fing einen Blick von der Hinzugekommenen auf, der ihn erröten ließ.

»Was ist, sprich weiter …«, sagte Rupert zu McTide und hatte seine

Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern gesenkt.

»Oder traust du dich jetzt nicht mehr?« Hauffs Äußerung kam im Gegensatz zu Ruperts Aufforderung in provozierender Lautstärke.

Laetitia Frysher setzte sich an einen der Einzelplätze im entgegengesetzten Eck des Aufenthaltsraums. Sie trug eine enge, figurbetonende Freizeitkombination. Dennoch wusste jeder an Bord, dass sie zu den ehrgeizigen Neuzugängen bei den Marines gehörte und vor allem, dass sich Sergeant Takashi, Olafssons Nachfolger, auf Anhieb schwer in sie verguckt zu haben schien.

Das war allerdings auch nicht besonders schwierig. Ein etwas längerer Blick aus ihren goldbraunen Augen war für die meisten männlichen Gegner eine effektivere Waffe als jedes Gaussgewehr auf Dauerfeuer. Rotblonde Locken umspielten ein freundlich lächelndes, ebenmäßiges Gesicht, dessen kleine Stupsnase über den vollen Lippen der hauptsächliche Grund dafür war, dass Laetitia leicht unterschätzt wurde. Sie sah ausgesprochen niedlich aus und weckte bei den meisten Männern uralte, längst verschüttet geglaubte Reflexe wie den Beschützerinstinkt.

Frysher verfügte aber über einen stahlharten Willen, ausgezeichnete Reflexe und hatte geschlechtsbedingte Mankos wie die pure Muskelkraft ihrer täglich eisenstemmenden Kameraden mit einer verfeinerten Variante von Shak-Tso kompensiert – eine Vollkontaktkampfsportart, die sie verbissen in ihrer Freizeit trainierte. An Schnelligkeit war sie vielen Marines überlegen, manche wussten das, andere ahnten es. Eine winzige Spur von Schweißperlchen an ihrer Schläfe zeigte aufmerksamen Beobachtern, das sie gerade ihr Training für eine kleine Pause unterbrochen hatte. Aber im Grunde gehörte das, was sie gerade begonnen hatte, zum Trainingsprogramm dazu. Ausgeglichenheit bildete die Basis von Shak-Tso. Zu den Prinzipien gehörte auch die Empfehlung, nicht nur den Körper, sondern auch Seele und Geist zu schulen. Für die seelische Befindlichkeit gab es ein ausgeklügeltes Meditationsprogramm, für die Entwicklung des Geistes sorgte ein mehrstufiger Lehrplan, der unter anderem die Beschäftigung mit Philosophie, den schönen Künsten und alten Sprachen vorsah. Bevor sie mit ihrem heutigen Kampftraining weitermachte, wollte sie ihre Studien in Altgriechisch fortsetzen. Sie zog Bildschirm und Kopfhörer der schiffseigenen Mediathek zu sich heran und hoffte, dass der Übergang in den Nexus nicht auch das Sprachenprogramm geschreddert hatte.

»Was ist nicht in Ordnung, seit der alte Sergeant nicht mehr unter uns weilt …?« Erneut dröhnte Will Hauffs dunkle Bassstimme lauter durch den Aufenthaltsraum, als es nötig gewesen wäre.

»Nichts … alles bestens …«, stammelte McTide leise. Er verdrehte die Augen, aber Hauff wollte ihn nicht verstehen.

Er war aufgestanden und ging nun quer durch den Raum. Ziemlich genau in der Mitte zwischen Rupert und McTide auf der einen und Laetitia Frysher auf der anderen Seite blieb er stehen. »Spuck es schon

aus, Malcolm. Ich bin sicher, dass das nicht nur uns interessiert …«

Frysher wandte den Kopf ab und versuchte, Hauff zu ignorieren. Mit einem Lächeln registrierte sie, dass das Schulungsprogramm auf dem Bildschirm erschien. Inzwischen rückte Hauff näher an sie heran und war jetzt kaum eine Armlänge von ihr entfernt.

»Das, was Malcolm zu erzählen hat, ist viel interessanter, als dieser Quatsch da …« Sein Finger tippte auf den Bildschirm vor Laetitia. Da er, obwohl er überhaupt nicht näher hingesehen hatte, einen Programmabbruchbutton auf dem Touchscreen berührte, verschwand die Lektion schlagartig vom Bildschirm.

»Was soll das?«, zischte Laetitia und streifte die Ohrhörer von ihrem Kopf.

»Du sollst dir anhören, was dein Kamerad über deinen Stecher zu sagen hat«, knurrte Hauff, der die zierlich wirkende Frau um mindestens eine Hauptlänge überragte.

»Wie bitte?« Mit einem Satz sprang Laetitia aus ihrem Stuhl hoch. Ihre sonst so freundlich strahlenden goldbraunen Augen hatten sich verdunkelt. »Was hast du da gerade gesagt …«

»Das hast du genau gehört, Kleines«, erwiderte Hauff mit einem überlegenen Lächeln. »Aber ich halte dir zugute, dass deine Ohren noch etwas verstopft sind von dem Scheiß, mit dem sich Madame zu beschäftigen beliebt …«

»Ich höre …«

»Sehr gut!«, lachte Hauff dröhnend und beugte sich so nah zu ihrem Gesicht, dass sie seinen säuerlich stinkenden Atem riechen konnte. »Denn genau das wollte ich ja. Du sollst hören, was dein Kamerad über deinen Stecher zu sagen hat …«

Laetitia schüttelte den Kopf, als wäre sie irritiert. »Stecher«, diesen Begriff hatte sie noch nie gehört, aber sie brauchte nicht viel Phantasie, um zu wissen, was dieser Klotz von Mann, mit dem sie bisher kaum ein Wort gewechselt hatte, damit meinte. *Aus welchem Jahrhundert stammt der denn?*, dachte sie verärgert.

»Will!«, rief Rupert von der anderen Seite des Raumes. »Lass sie in Ruhe!«

»Halt dich da raus!«, donnerte Hauff zurück.

McTide saß mit offenem Mund am Tisch, brachte aber keinen Ton hervor. Er blieb wie betäubt sitzen, als nun auch Adam Rupert aufstand und mit langsamen Schritten durch den Raum ging.

»Ich glaube, dir ist irgendein vergorener Saft aus deinen verschrumpelten Nüssen in den Schädel gestiegen und hat dort den kümmerlichen Rest deines Gehirns weggeätzt«, sagte Laetitia leise aber deutlich genug, dass auch sie im ganzen Raum verstanden wurde.

Hauffs massiger Schädel pendelte wie eine Abrissbirne zu ihr zurück. Fast konnte sie sich ein trockenes Lachen nicht verkneifen, als sie den verständnislosen Blick des Crewman registrierte.

»Heh …?«

Neben den deutlichen Anzeichen von Verblüffung hatte sich

schlagartig noch ein weiteres alarmierendes Signal in dem grobknochigen Gesicht Hauffs breit gemacht. Er fixierte sie, und seine Augen verengten sich zu Schlitzen. Es war nicht auszumachen, ob er sie nun tatsächlich nicht verstanden hatte oder so fassungslos reagierte, weil er es noch nie erlebt hatte, dass so ein kleines, freches Ding ihm Widerworte gab. Die maßlose Wut, die von ihm ausging, strahlte wie ein Sack voller Plutonium. Eine derartige Wut konnte nicht allein von der aktuellen Situation ausgehen. Sie musste unterschwellig wohl schon lange in ihm gebrodelt haben.

»Nein! Will, hör auf!« Ruperts Schrei kam zu spät.

Ansatzlos schlug Hauff in diesem Moment zu. Seine massige Faust schoss knapp einen Millimeter an Laetitias Gesicht vorbei. Doch als habe er mit dem Fehlschlag gerechnet, erwischte er die junge Frau mit der anderen Hand. Er legte sie fest um ihren Hinterkopf. Mit einem plötzlichen Ruck zog er ihr Gesicht an seine breite Brust und quetschte sie mit aller Macht an sich. Von weitem hätte das Ganze fast wie eine zärtliche Geste gewirkt, aber seine dicken, brutal verkrampften Finger hatten sich so fest in ihr Haar vergraben, dass an seiner wahren Absicht kein Zweifel bestand. Er würde ihr die Haare büschelweise ausreißen, sollte sie den Versuch unternehmen, sich zu befreien.

Jetzt hob er erneut die eben noch ins Leere gegangene Faust. Wie ein Hammer auf einen Amboss wollte er sie auf ihre Schädeldecke krachen lassen. Doch im gleichen Augenblick knickte er mit einem schmerzerfüllten Grunzen ein und ließ Laetitias Kopf los. Gleichzeitig öffnete sich die zum Schlag erhobene Faust und verkrallte sich in der Leere. Kraftlos war eins seiner Beine eingeknickt. Niemand hatte den blitzschnellen Tritt Laetitias gegen seinen Knöchel gesehen. Ihren zweiten Tritt mit dem Knie zwei Stockwerke höher, genau zwischen seine Beine platziert, war dagegen unüberseh- und vor allem unüberhörbar.

»Sollte da doch noch ein Rest von Leben dringesteckt haben?«, murmelte sie in das jaulende Japsen und Stöhnen hinein, das Hauff von sich gab.

Laetitia trat einen Schritt zurück. Sie tänzelte dabei mit einer Leichtigkeit, als hätte die plötzliche Attacke gegen sie niemals stattgefunden. Ihr Blick glitt über ihr Opfer wie der eines Künstlers, der sein Werk betrachtet.

Rupert war einen Moment lang wie angewurzelt stehen geblieben. Jetzt setzte er sich wieder in Bewegung und beugte sich erschrocken über Hauff. McTide saß immer noch auf seinem Stuhl, erstarrt, mit bleichem Gesicht gab er die reglose Statue eines Beobachters.

Laetitias Zeigefinger stieß in McTides Richtung.

»Hilf ihm«, sagte sie mit einer keinerlei Widerspruch duldenden Stimme. Dann wandte sie sich an beide gleichermaßen. »Bringt ihn zu Dr. Gardikov auf die Station. Wahrscheinlich ist sein Knöchel gebrochen.« Sie ließ unausgesprochen, dass ihr zweiter Tritt möglicherweise dauerhafte Schäden verursacht haben könnte.

Vorsichtig wuchteten sie Hauff in die Senkrechte, sodass er wieder auf einem Bein stehen konnte. Dann hängten sie ihn in ihre Mitte und ließen ihn abgestützt auf ihre Schultern zum Ausgang humpeln.

Rupert drehte sich halb zu Laetitia um. »Was sollen wir sagen?«

»Die Wahrheit«, sagte Laetitia.

Das traurige Trio war schon in der Tür, als ihr noch etwas einfiel.

»McTide …« Sie blieben stehen.

»Wenn du irgendwelche Probleme mit Sergeant Takashi haben solltest … sprich ihn direkt darauf an, klar?« Als keine Reaktion erfolgte, wurde ihre Stimme um eine Kleinigkeit lauter: »Klar …?«

»Klar«, antwortete McTide.

»Gut«, sagte sie. »Gerade in der jetzigen Situation kann es sich niemand an Bord leisten, über andere herumzustänkern und schlechte Stimmung zu schüren.«

Die drei hatten sie wohl verstanden, aber nur das schmerzerfüllte Stöhnen von Hauff antwortete ihr. Sie bogen in den Gang vor dem Aufenthaltsraum. Das Schott blieb offen stehen und so konnte Laetitia noch ein paar Worte dessen verstehen, was Rupert und McTide, nur unterbrochen vom Ächzen Hauffs, miteinander sprachen.

»Und?«, fragte Rupert. »Hat sie nun was mit Takashi?«

»Woher soll ich das wissen …«

*

Auf der Brücke der STERNENFAUST herrschte Hochbetrieb, sodass der unangenehme Vorfall im Aufenthaltsraum der Crew nicht bis zur Führungsebene durchdrang. Zwar trudelten immer mehr Meldungen auf die Schirme, die signalisierten, dass einige weitere Funktionen wieder verfügbar waren und einige weitere Geräte wieder ihren Dienst taten, aber …

»Captain, wir haben weiterhin massive Probleme mit den Waffen …« Robert Mutawesi, der Taktikoffizier, winkte Dana zu seinem Arbeitsplatz.

»Das bedeutet, Lieutenant Commander?«, fragte Dana.

»Nichts geht mehr … Rien ne vas plus … – Sollte dieses *Ding* auf dem Orterschirm auf die Idee kommen, uns anzugreifen, könnten wir keinen einzigen Schuss abfeuern …«

»Das heißt, alle Gausskanonen sind ausgefallen«, knurrte Dana.

»Es ist zum Haareraufen, aber die Methoden, mit denen sich die übrige Technik wieder in Betrieb nehmen lässt, funktioniert bei den Waffen nicht. Auf einmal reden Tiere, aber zu welchem Preis? Ist das der Fortschritt?«

Dana unterdrückte ein Aufstöhnen, das hatte ihr noch gefehlt, dass selbst jemand wie Mutawesi anfing zu philosophieren.

Schnell wandte sie sich an Jenny Black Fox, die Waffentechnikerin der Marines. »Was ist mit den Kampfanzügen der Marines?«

»Tote Hose, Captain …«
Dana schluckte. »Die Handfeuerwaffen?«
Black Fox wies auf einen der Bildschirme. In einer Pseudo-3D-Abbildung kreiste dort die Darstellung eines in der Mitte aufgeschnittenen Nadlers um seine Achse. Mit einem Lichtpunkt markierte sie verschiedene Stellen im Innenleben der Waffe. »Sehen Sie, Captain. Alles grün. Energiestand, Ladung, Umschaltbarkeit der Munitionskammern, keine Fehlermeldung – nirgendwo. Aber selbst diese Simulation tut's nicht mehr.« Sie betätigte mit dem Lichtpunkt den Abdruck. Der Nadler blieb stumm.
»Haben Sie das auch mit realen Waffen getestet?«
»Wir waren auf dem Schießstand und haben jede Handwaffe durchprobiert, die sich an Bord befindet«, erwiderte Black Fox. »Nichts, nada. Falls uns jemand angreift, werden wir uns was einfallen lassen müssen.«
»Wie meinen Sie das?«
Mutawesi lachte humorlos auf.
»Ich denke mal, ein Messer zwischen die Rippen, das dürfte noch funktionieren«, sagte Jenny Black Fox. »Ansonsten ist jetzt unsere Phantasie gefragt.« Sie zuckte mit den Schultern. »Wir werden uns eben was einfallen lassen müssen …«
»Vielleicht sind wir auch zu sehr auf die Überlegenheit unserer Waffen fixiert«, erwiderte Dana nachdenklich, »und unsere wahre Stärke liegt ganz woanders …«
»Ihr Wort in Gottes Ohr«, sagte Mutawesi.
»Versuchen Sie weiter den Fehler zu finden«, wies Dana die beiden an und wandte sich ab. »Wo bleibt eigentlich Titus Wredan«, rief sie quer über die Brücke. Es war schon eine Weile her, dass sie befohlen hatte, den Jägerpiloten ins Schiff zurück und auf die Brücke zu bringen. Sie beugte sich über die Lehne ihres Kommandantensessels, drückte den Knopf des Bordkoms und wiederholte ihre Frage.
»Captain …«, ertönte eine zögerlich klingende Antwort.
»Ja«, bellte sie ins Mikrophon.
»Er will nicht …«
»Teufel! Sind wir hier im Kindergarten?«, brach es aus Dana hervor. »Das war ein Befehl, keine freundliche Bitte! Haben Sie verständen?«
»Ja, Ma'am …«
»Holen Sie ihn sofort aus dem Jäger und bringen Sie ihn zu mir! Auf der Stelle!«
»Aye, Ma'am.«
Was war nur los?
Begann langsam aber sicher jeder auf dem Schiff durchzudrehen?
Dana musste sich eingestehen, dass sie kaum noch Worte für die Situation fand. Sie war fassungslos, aber das durfte nicht sein, das durfte sie sich vor allem nicht anmerken lassen. Wo gab es so etwas, dass die Schleusenmannschaft mit dem Jägerpiloten darüber diskutierte, ob er ins Schiff zurückklettern wollte oder nicht. Der lang

andauernde Anblick des zugegebenermaßen überwältigenden Objekts, das die mittlerweile wieder funktionierenden Außenkameras auf den großen Zentralschirm übertrugen, war vielleicht dafür verantwortlich. Allein der Anblick schien sich auf den Geisteszustand auszuwirken. War so etwas möglich? Egal, ob sie mit ihrer Vermutung richtig lag oder nicht, sie musste handeln.

»Schalten Sie das ab«, sagte Dana zu Ashley Briggs. »Wir haben uns das jetzt lange genug angesehen, es lenkt nur von der Arbeit ab.«

Ohne Zögern erlosch die Anzeige.

»Brauchen Sie die Kamera noch auf Ihrem eigenen Monitor, Captain?«, fragte Briggs.

Dana nickte. In diesem Augenblick blinkte das Licht des Bordkoms. Rasch schaltete sie das Gerät frei. In einem kleinen Bildschirmfenster tauchte der Kopf des Fähnrichs von der Schleusenmannschaft auf.

»Captain«, sagte er mit einem Anflug von Verwirrung in der Stimme. »Geschwader-Lieutenant Wredan …«

»Bringen Sie ihn her …«

»Nein, Captain. Ich verstehe es nicht, aber …« Wieder stockte er.

Allmählich nervte das ganze Durcheinander Dana derart, dass sie am liebsten laut losgeschrien hätte. Mit fast übermenschlicher Willensanstrengung beherrschte sie sich und rang sich sogar ein schwaches Lächeln ab. »Bitte, Fähnrich. Kommen Sie zur Sache.«

»Wir wissen nicht, wie oder wieso«, sprudelte der Mann auf einmal hastig hervor, »aber Wredans Jäger wird nicht mehr von den Grav-Feldern gehalten und …«

Dana riss die Augen auf. Sie sah jetzt selbst, was der Fähnrich zu erklären versuchte. Auf ihrem Monitor bemerkte sie den Jäger losgelöst von der STERNENFAUST davongleiten. Er schwebte direkt in die Richtung des fast bildfüllenden Objekts. Rasch wurde er immer kleiner und kleiner, bis die Auflösung der Bildpunkte nicht mehr ausreichte.

Zumindest eines wissen wir jetzt, schoss es Dana durch den Kopf, *das ominöse Objekt ist riesig und doch ein gutes Stück weiter von uns entfernt, als es anfänglich den Anschein hatte …*

»Kommunikation«, rief Dana gleichzeitig, »stellen Sie eine Verbindung zum Jäger her! Schnell … Versuchen Sie's …« Trotz des hilflos wirkenden Nachsatzes legte Dana ihre ganze Autorität in die Anweisung.

Susan Jamil bestätigte den Befehl mit einem kurzen Nicken und hatte angesichts des derzeit herrschenden technischen Chaos an Bord der STERNENFAUST Glück. Nur wenige Sekunden später schaltete sie Wredan auf Danas Schirm.

»Pilot!«, herrschte Dana ihn an. »Kommen Sie sofort zurück! Niemand hat Ihnen den Befehl erteilt, auf eigene Faust zu diesem Objekt zu fliegen.«

Sie sah deutlich an Wredans Reaktion, dass er sie verstanden hatte, aber es war auch offensichtlich, dass er nicht daran dachte, Danas unmissverständlichem Befehl Folge zu leisten. Danas Miene erstarrte

zu einer Maske.

Deutlich leiser fuhr sie fort: »Warum? Warum setzen Sie Ihre Karriere aufs Spiel … Sie wissen genau, welche Folgen Ihr Handeln hat …«

Das Fenster, in dem das Gesicht des Piloten zu sehen war, schrumpfte zu einem kleineren Format zusammen, da sich daneben ein neues Bild stabilisierte. Es war Jamil gelungen, auch die Außenkamera des Jägers zu aktivieren. Das Objekt raste Wredan regelrecht entgegen. Ringsherum am Bildrand rissen in immer schnellerer Folge die Details ab, ein untrügliches Anzeichen dafür, dass der Jäger mit nahezu Höchstgeschwindigkeit auf sein Ziel zuschoss.

Ein hektisches Zucken flackerte über Wredans Wangen, sein Unterkiefer mahlte, als müsse er mit seinen Zähnen Steine zerkleinern. An den Schläfen traten die Adern hervor.

»Reden Sie, Wredan!«, versuchte Dana es weiter, als sie erkannte, unter welcher ungeheuren Anspannung der Pilot stand.

Er öffnete den Mund, aber nur ein gutturales Keuchen brach daraus hervor. Seine Augen waren weit aufgerissen und schienen immer mehr aus ihren Höhlen zu quellen.

Um Gottes Willen, dachte Dana mit mühsam kaschiertem Entsetzen, *er platzt gleich …*

»Sie sind nicht mehr Herr Ihrer Sinne«, sagte sie so sachlich wie möglich. »Schalten Sie den Jäger auf Autopiloten! Jetzt sofort. Wir versuchen, ihn von hier aus zurückzusteuern …«

»Geht nicht …«, krächzte in diesem Augenblick Wredans Stimme aus dem Lautsprecher. »Voll … völlig un … unmöglich. Mein Auf … Auftrag lautet … bekämpfen, verrrr … vernichten … Muss das Ding zerrr … stören …« Seine abgehackten, mehr hervorgehusteten als gesprochenen Worte klangen wie ein uraltes Maschinengewehr mit Ladehemmung aus einem Kriegsmuseum.

»Sie können das Objekt nicht bekämpfen, Wredan«, erwiderte Dana, die umso ruhiger wurde, je aufgeregter Wredan sich gebärdete. »Nicht allein jedenfalls …«

Und vor allem nicht ohne Befehl, fügte sie noch in Gedanken hinzu. Doch trotz aller Mühe gelang es ihr nicht, Wredan zu beruhigen, geschweige denn, ihm per Funk jene Dosis Vernunft einzuflößen, die es brauchte, um ihn zur Rückkehr zu bewegen.

»TÖ … TÖ … TÖ-T … T … T … EN!«, kreischte es stattdessen derart übersteuert und laut aus dem Lautsprecher, dass jeder auf der Brücke unwillkürlich zusammenzuckte. Die kleinen roten Leuchtanzeigen, die aufleuchteten, wenn die Gausskanone des Jägers aktiviert wurde, tanzten auf dem Bildschirm.

»Er will feuern«, rief Mutawesi quer über die Brücke. Auch er verfolgte das Drama auf seinem Schirm. »Aber es geht nicht. Es tut sich nichts.«

Wredans Gesicht hatte auf dem Bildschirm eine dunkelrote Farbe angenommen, die nicht mehr erkennen ließ, ob es sich noch um seine Haut handelte oder eine Schicht von Blut, die er aus seinen Poren

presste.

Du meine Güte, dachte Dana, als sie die rasante Veränderung beobachtete.

Auf dem anderen Monitorfenster, das die Bilder von der Außenkamera des Jägers übertrug, war nur noch ein hektisches Lichterflackern zu erkennen. Das bedeutete, dass er sich bereits zwischen den Türmen des Objekts befand. Dann blitzte der Bildschirm in einer grellen, alles überblendenden Lichterkaskade auf. Zeitgleich verschwand Wredans furchtbar verzerrtes Gesicht und die Aufnahmen der Außenkamera des Jägers vom Bildschirm. Der Monitor leuchtete in einem strahlenden Weiß und wurde nur den Bruchteil einer Sekunde später dunkel.

Aus dem Lautsprecher ertönte nur noch leises Rauschen …

*

Mit einem heftigen Ruck starrte Dana mit vor Entsetzen weit aufgerissenem Mund auf die Darstellung des Objekts, das die bordeigenen Kameras der STERNENFAUST aufzeichneten. Aber nichts war zu sehen, noch nicht einmal ein winziges Aufflackern zeigte an, dass in diesem Moment der Jäger wie ein Kamikazeflieger aufgeprallt war. Wenigstens ein kleiner Lichtblitz hätte noch Zeugnis ablegen müssen vom ebenso unsinnigen wie unnötigen Tod des Piloten.

Ihr Blick streifte über die Brücke.

Jeder hier hatte die letzten Sekunden des Piloten mit Entsetzen und Fassungslosigkeit verfolgt. Bleiernes Schweigen erfüllte die Kommandozentrale. Es war so still, dass Dana den unregelmäßigen Atem van Deyks, der ihr am nächsten saß, hören konnte. Nichts machte den Schock unter dem sie standen deutlicher, als diese Stille.

Ein vernehmliches Schlucken, ein Geräusch, das sonst kaum wahrgenommen worden wäre, ertönte. Es kam von Robert Mutawesi.

»Wir müssen hinterher, Captain«, sagte er leise.

Dana schüttelte schweigend den Kopf.

»Vielleicht lebt er noch …«

Kopfschütteln.

»Wir müssen rausfinden, was das ist! Wir müssen!« Mutawesi formulierte sein Ansinnen dringlicher, dachte aber gerade noch daran hinzuzufügen: »Captain.«

»Aus welchem Grund, Lieutenant Commander?«, fragte Dana.

»Wir müssen wissen, womit wir es zu tun haben. Und – wie ich schon sagte – vielleicht lebt Wredan noch und benötigt unsere Hilfe. Vielleicht braucht er sie dringend und schnell …«

»Ich fürchte«, mischte sich van Deyk in die Diskussion ein, »wir müssen Wredan und den Jäger abschreiben …«

»I.O.«, sagte Dana vorwurfsvoll.

Van Deyk zuckte mit den Schultern. »Ist doch wahr.«

»Wie können Sie so etwas sagen«, ereiferte sich Mutawesi.

»Warum …« Susan Jamil starrte ihren vorgesetzten Offizier ungläubig an.

»Jeder von Ihnen hat gesehen, was geschehen ist«, donnerte van Deyk, »sind Sie denn alle blind?« Dana blickte ihren Stellvertreter erstaunt an. Bisher hatte sie noch nicht miterlebt, dass er sich zu solch einer heftigen Reaktion hätte hinreißen lassen.

»Finden Sie sich gefälligst mit den Tatsachen ab! Sie sind hier auf einem Kriegsschiff und verhalten sich so, als hätten Sie noch nie den Verlust eines Kameraden beklagen müssen … Ich respektiere Ihre Trauer, aber bitte lassen Sie sich davon nicht ihren Verstand einnebeln.«

»Wie können Sie von einem Verlust sprechen, wenn keiner von uns weiß, was wirklich geschehen ist …«, entgegnete Mutawesi.

»Es reicht, Lieutenant Commander!«, fuhr der Erste Offizier ihn an. Van Deyk war sein Vorgesetzter, auch wenn sie denselben Rang bekleideten. »Es mögen viele Fragen ungeklärt sein, aber dessen ungeachtet gilt: Wer mit einer derartigen Geschwindigkeit auf was-weiß-ich aufprallt, überlebt eine derartige Kollision nicht.«

»Wir *müssen* dort hin!«, schrie Mutawesi mit sich überschlagender Stimme und bohrte seinen rechten Zeigefinger in die Luft, ungeachtet dessen, dass sich das unheimliche, riesige Objekt überhaupt nicht in der Richtung befand, in die er wies. »Unabhängig von Wredan müssen wir wissen, womit wir es da zu tun haben. Wir müssen dieses Ding untersuchen und zwar sofort!«

»Ruhe!«, donnerte Dana und ärgerte sich, nicht schon viel früher in die Debatte eingegriffen zu haben.

»Habe ich was verpasst«, ertönte in diesem Augenblick vom offen stehenden Schott zur Brücke eine wohl bekannte Stimme.

»Wredan!«, stammelte Dana. Ein rascher Blick auf die Anzeigen ihrer Monitore verriet ihr, dass der Jäger nicht wieder in seiner Verankerung an der Schiffshülle angelegt hatte …

*

»Geben Sie's ruhig zu, Doktor«, sagte Milgor und kratzte sich geräuschvoll unter dem Kinn.

»Milgor!« Die etwas scheppernde Translatorstimme Satren-Nors war voller Vorwurf.

»Lassen Sie ihn ruhig«, versuchte Dr. Gardikov den aufgebrachten Prediger zu beruhigen und wandte sich wieder dem Gengo zu. Ihre Augen leuchteten voller Faszination, als sie sich das »Stimm- und Sprachwunder« betrachtete. »Was soll ich zugeben, Milgor …«

»Sie würden mich am liebsten aufschneiden und nachschauen, was sich bei mir verändert hat. Stimmt's oder hab ich Recht?« Milgor sah der Bordärztin der STERNENFAUST mit einem provozierenden Gesichtsausdruck in die Augen. Er bewegte den Unterkiefer, als würde

er kauen. »Ich bin nicht krank«, wiederholte Milgor auf Kridan und übersetzte sofort das Gesagte für Dr. Gardikov.

Die Ärztin konnte sich ein Grinsen kaum verkneifen. »Ich fürchte«, sagte sie zu Satren-Nor, »dass ich da im Moment wenig machen kann. Wir befinden uns in einer höchst ungewöhnlichen Lage. Wir sind alle miteinander den Auswirkungen des Nexus auf unsere Physiologie ausgesetzt. Wahrscheinlichkeitsfelder, Schwingungen jenseits des Erkenntnishorizonts, ich habe keine Erklärung für seine Veränderung. Aber seien Sie froh …« Sie wies mit dem Daumen über ihre Schulter auf die Krankenstation. »Außer der Tatsache, dass er freche Sprüche vom Stapel lässt, ist er doch ganz verträglich … Oder haben Sie noch weitere gravierende Persönlichkeitsänderungen festgestellt?«

Satren-Nor verneinte. »Er ist noch genauso verfressen wie zuvor, genauso neugierig, genauso frech …«

»Ich schmatze vielleicht, wenn's mir schmeckt, aber deswegen bin ich trotzdem in der Lage, ganz kultiviert zu *essen*. Von Fressen kann keine Rede sein, glauben Sie mir, Frau Doktor. Und was meine Neugier anbelangt …«

»Das meinte ich«, unterbrach ihn Satren-Nor mit einer ärgerlichen Handbewegung. »Vorher hat er einfach nur Unsinn gemacht. Jetzt muss er alles auch noch kommentieren. Er quasselt ohne Unterlass …«

Dr. Gardikov zuckte mit den Schultern. Jeden anderen – den Captain eingeschlossen –, der ihr mit derartigen »Problemen« die Zeit stahl, hätte sie achtkantig wieder aus der Station geworfen. Aber so viel verstand auch sie von Diplomatie, dass sie wusste, dass das im Fall des Predigers unmöglich war. Sie zeigte noch mal auf das erste Bett der Krankenstation, das durch die halb geöffnete Tür zu sehen war. In ihm lag ein Mann, dessen Arme und Oberkörper mit breiten Lederriemen im Bett fixiert war.

»Seien Sie froh, dass Milgor offenkundig nur etwas intelligenter geworden ist …«

»Wollen Sie damit andeuten, ich sei vorher beschränkt, bescheuert, verblödet, dumm und doof gewesen?«

»Keinesfalls«, entgegnete sie rasch. »Aber die Befähigung zu sprechen, egal wie du dir das auch angeeignet hast, noch dazu mehrsprachig, verbindet unsereins mit einer Zunahme von Intelligenz … Können wir uns darauf einigen?«

Milgor nickte bejahend in verblüffend menschlicher Weise.

»Was ich sagen wollte«, griff Dr. Gardikov den Faden wieder auf, »es hätte auch schlimmer kommen können. Bei manchen Mitgliedern der Besatzung wirkt sich der Nexus-Komplex nämlich sehr negativ auf den Geisteszustand aus. Ihn musste ich regelrecht stilllegen …« Ihre Blicke wanderten zu dem Bett mit dem Angeschnallten.

»Er hat aus völlig ungeklärter Ursache eine junge Marine so provoziert, dass es schon ein Wunder ist, dass nicht mehr passiert ist … Hätte sich die Frau nicht erfolgreich gegen ihn zur Wehr setzen können, wer weiß … Möglicherweise hätte er sie umgebracht. Und

trotz der Prügel, die er bereits bezogen hat, schüttet sein Körper nach wie vor derartige Unmassen an Adrenalin aus, dass mir nichts anderes übrig blieb, als ihn zu fesseln. Sehen Sie, er bewegt die Augen, das heißt die Dosis an Beruhigungs- und Schlafmitteln, die ich ihm verpasst habe, reicht noch immer nicht. Normalerweise könnte ich damit eine ganze Kompanie ruhig stellen …«

»Aber er sagt nichts …«, warf Satren-Nor ein.

»Kann er auch nicht«, erwiderte Dr. Gardikov. »Sonst könnten wir uns hier nicht unterhalten. Er hat getobt, gebrüllt und geschrien. Ich musste mit Pentaloid seine Stimmband-Muskulatur lähmen …«

»Ach! Ist ja interessant«, sagte Satren-Nor. Sein Gesicht verzog sich zu der kridanischen Entsprechung eines Grinsens. »Könnte ich etwas davon haben …«

»Du Schuft, du Schuft!«, plapperte Milgor aufgeregt. »Geben Sie ihm nichts davon, Frau Doktor – bitte …« Der Gengo blickte die Ärztin mit derart herzerweichenden, flehendlich aufgerissenen Augen an, dass sie unwillkürlich lachen musste.

»Die Wirkung auf Fremdspezies ist leider nicht erforscht«, sagte sie und strich ihm über das kurze Fell seines Kopfs. »Außerdem scheint mir das in seinem Fall nicht angezeigt zu sein.«

In Milgors halb geschlossenen Augen glomm es dunkel auf. Weder der Prediger noch Dr. Gardikov bemerkten die Veränderung, die auf einmal in ihm vorging. Sie unterhielten sich noch über einige andere Dinge und registrierten nicht, dass der Gengo langsam von dem Stuhl, auf dem er saß, hinunterglitt. Erst als er mit einem raschen Satz durch die Tür verschwand, bemerkte Satren-Nor, dass sich Milgor wieder einmal auf eigene Faust von ihm abgesetzt hatte. Er verabschiedete sich, doch als er seinen Schnabel auf den Gang vor der Krankenstation steckte, war das Tier längst verschwunden …



»Wie …? Wo kommen Sie denn her?«

Das plötzliche Auftauchen des Jägerpiloten auf der Brücke der STERNENFAUST verblüffte sogar den erfahrenen van Deyk so sehr, dass er kaum Worte fand. Dana starrte Titus Wredan einfach mit ungläubig geöffnetem Mund an und sagte gar nichts.

Himmel, dachte sie, *wie ist das möglich, wir haben ihn doch eben mitsamt dem Jäger verglühen sehen …*

»Haben Sie das wirklich, Captain?«, fragte Wredan und kam langsam auf sie zu.

Dana zuckte zusammen. »Können Sie meine Gedanken lesen?«, fragte sie heftig.

»Nein, Captain«, erwiderte Wredan.

Er lügt, schoss es Dana unwillkürlich durch den Kopf.

»Nein, Captain«, wiederholte Wredan und verzog das Gesicht zu

einem Lächeln, das wohl beruhigend sein sollte, aber das genaue Gegenteil bewirkte. »Es schwirrt nur so viel Unglaube durch den Raum …«

»Wo ist der Jäger, Pilot?«, fragte van Deyk.

»Wir werden ihn holen, Sir«, sagte Wredan.

»Wie sind Sie hier hereingekommen? Wir haben Sie zuletzt in dem Jäger gesehen und wie Sie in dieses … dieses Ding eingeschlagen sind …«, fragte Dana.

»Mann, wir dachten alle, Sie seien tot!«, polterte es jetzt quer über die Brücke. Auch Mutawesi hatte seine Stimme wiedergefunden.

»Wir wissen nichts«, sagte Wredan, der nun unmittelbar neben Dana stand. »Weder über den Tod, noch das Leben …«

Er beugte sich zu Dana hinab, die irritiert den Kopf neigte im Glauben, er wolle ihr etwas Vertrauliches ins Ohr flüstern.

»Darf ich …«, sagte er jedoch nur und ohne eine Ahnung zu haben, wie es geschehen konnte, stand Dana auf einmal neben ihrem eigenen Kommandosessel. Statt ihr saß nun Titus Wredan in dem Sessel. Sie konnte sich nicht erklären, wie dieser plötzliche Austausch hatte geschehen können. Sie hatte keinerlei Erinnerung daran, dass sie aufgestanden war. Vor allem hatte sie noch nicht einmal im Traum daran gedacht, ihren Platz zu räumen.

Sie spürte, wie sich ihre Verwunderung mit einer gehörigen Portion Wut zu mischen begann. Aber noch ehe sie dazu kam, irgendetwas zu sagen oder zu tun, hörte sie ein vertrautes Geräusch und kurz danach spürte und hörte sie ein weiteres nur allzu bekanntes Dröhnen. Die Mesonentriebwerke liefen an. Daher rührte das vertraute leise Vibrieren, das durch das gesamte Schiff drang. Das erste Geräusch war eher eine Bewegung gewesen, an die sie sich, seit sich der Prediger an Bord befand, bereits gewöhnt hatte – Milgors schnelles Huschen in Kniehöhe, wenn das Tier durch die Gänge und Räume raste.

Jetzt saß der Gengo auf van Deyks rechter Schulter und drehte leicht den Kopf.

Dana hatte den Eindruck, das Tier starre sie direkt an, aber dann sah sie, dass er in Wahrheit Titus Wredan unmittelbar neben ihr anblickte.

»Was … was soll das werden …«, presste sie endlich aus ihrer Kehle hervor. Ihre Augen flogen von einem zum anderen, aber jeder wandte wortlos den Blick von ihr ab. Es war offensichtlich, dass sie Probleme hatte, zu begreifen, was gerade vor sich ging. Van Deyks Gesicht war bleich und er hielt seine Augen halb geschlossen.

Wredan nickte unmerklich und im gleichen Augenblick wandte Milgor sich von ihm ab. Der Gengo griff, indem er sich jetzt unmittelbar in van Deyks Nacken hockte, mit seinen langen Armen nach den Oberarmen des Lieutenant Commander und begann, sie wie ein Marionettenspieler hin und her zu bewegen.

Äußerlich wirkte Dana unbeteiligt und wie abgeschaltet, als sie wie erstarrt neben ihrem Kommandosessel stand und auf den Monitoren beobachtete, wie die STERNENFAUST Fahrt aufnahm.

Ihre Finger zuckten wie im Krampf, als sie aus den Augenwinkeln bemerkte, dass zwei weitere Personen die Brücke betraten. Botschafter Aorangi Mako Maunga gefolgt von Satren-Nor.

»Was geht hier vor?«, wollte Maunga wissen.

Dana zuckte mit den Schultern und spürte, dass sie sehr wohl in der Lage war, sich zu bewegen.

»Das ist … Meuterei …«, sagte sie heiser.

Merkwürdigerweise fühlte sie sich erleichtert, als sie das schreckliche Wort endlich ausgesprochen hatte. Doch ebenso merkwürdig war, dass niemand auf der Brücke auf ihre Feststellung reagierte. Nur der Botschafter hatte die Hand erhoben, als wolle er etwas sagen. Stattdessen griff er nach dem Prediger und zeigte mit der anderen Hand stumm auf den großen Hauptmonitor, der die Mitte der Brücke beherrschte.

*

Sie war allein in der Zweimann-, genauer gesagt Zweifraukabine, da ihre Mitbewohnerin Schichtdienst hatte. Der unangenehme Vorfall mit Hauff war ihr näher gegangen, als sie es sich zuerst eingestehen wollte. Unmittelbar nachdem Rupert und McTide den verletzten Crewman auf die Krankenstation gebracht hatten, war sie aufgestanden und hatte den Aufenthaltsraum verlassen, obwohl sie ihn jetzt ganz für sich gehabt hätte. Dummes Gerede hinter ihrem Rücken war sie gewohnt, aber einen derartigen Affront hatte sie bisher nur selten erlebt.

Irgendetwas ist mit dem Kerl geschehen, überlegte sie. *Normalerweise reagieren so gut ausgebildete und ausgesuchte Star-Corps-Leute nicht in so einer Weise …*

Ob das etwas mit dem merkwürdigen Nexus zu tun hatte, in dem sich die STERNENFAUST befand? Laetitia Frysher dachte darüber nach, mit wem sie am besten über den Vorfall reden könnte. Da sie erst seit kurzem ihren Dienst auf dem neuen SEK aufgenommen hatte, kannte sie noch längst nicht jeden ihrer Kameraden so gut, um so etwas aus dem Bauch heraus einschätzen zu können.

Da sie ungeachtet der Gerüchte, die über sie und Sergeant Takashi kursierten, außer den notwendigen Befehlen und Kommandos noch kaum mit ihm gesprochen hatte, zögerte sie, ihn als ihren unmittelbaren Vorgesetzten anzusprechen.

Am liebsten überhaupt niemanden der Marines, dachte sie.

Am vertrauten Vibrieren unter ihren Füßen merkte sie, dass die Mesonentriebwerke des Schiffes hochgefahren wurden. Es war ein Gefühl der Erleichterung, das sich in ihr breit machte.

»Endlich geschieht etwas«, sagte sie laut zu sich. Das jedoch würde nichts von den Problemen lösen, die sie im Moment bedrückten.

Natürlich war sich Laetitia bewusst, dass sie mit ihren Sorgen nicht zum Captain gehen konnte, obwohl ihr Dana Frost auf Anhieb

sympathisch gewesen war. Nicht allein, weil dieses Problem zu banal war, um damit die oberste Führungsebene zu behelligen, es verbot sich allein wegen der besonderen Umstände, in denen sich das ganze Schiff und seine Besatzung derzeit befand. Jetzt würde niemand Zeit für sie haben. Die Probleme, die sie momentan alle gleichermaßen betrafen, waren wahrhaftig ein paar Nummern größer, als der unschöne Zwischenfall, der sie beschäftigte. Es war unmöglich, ihre Sorgen irgendjemandem vom Rang eines Lieutenant aufwärts zu erzählen.

Plötzlich wusste sie, wem sie ihr Herz ausschütten konnte, und schalt sich einen Esel, warum ihr das nicht direkt eingefallen war …

*

Sie sind nicht mehr sie selbst!, schoss es Dana durch den Kopf. *Wir sind nicht mehr wir selbst …*

Entsetzt starrte sie auf den Hauptmonitor.

Hier wirkt kein einziges Naturgesetz mehr so, wie wir es gewohnt sind … Vor allem aber reagiert niemand von uns mehr so, wie ihr ihn kennt. Als ob sich auf einmal alle untereinander fremd geworden sind …

Es war, als wäre der ungeheure Andruck zu spüren, mit dem die STERNENFAUST so plötzlich und unvermittelt Fahrt aufgenommen hatte. Eine im Einsteinraum für alle bekannten Völker nicht umsetzbare Beschleunigung schleuderte die gewaltige Masse des Schiffs vorwärts, als wäre es selbst nur eines der zahllosen Gaussgeschosse, das von einer riesigen unsichtbaren Kanone abgefeuert wurde.

Eigentlich müsste es jeden, der nicht in seinem Sessel saß, quer über die Brücke fegen …. dachte sie, obwohl sie genau wusste, dass die getäuschten Sinne ihr diese Empfindungen nur vorspiegelten. Der Eindruck der unnatürlichen Beschleunigung wurde vom Hauptmonitor erzeugt, auf dem das gewaltige bizarre Gebilde zu sehen war, dem sie entgegenstürzten.

Es konnten nur Bruchteile von Sekunden vergangen sein, als sie bemerkte, dass auch mit ihr selbst etwas nicht stimmte. Ganz gewaltig nicht stimmte. Da war zum einen die ungeheure Geschwindigkeit des Schiffs, mit der es sich dem stachligen Objekt näherte. Zum anderen schien auf der Brücke selbst, also im Inneren der STERNENFAUST, alles nur noch in Zeitlupe abzulaufen. Dana sah, wie sich ihre Hand bewegte und konnte einfach nur ohnmächtig die nervtötende Langsamkeit beobachten, mit der sie auf die Ungeheuerlichkeit reagierte. Zugleich hörte sie immer noch den Nachhall ihrer eigenen Worte in ihren Ohren.

»D … a … s … i … s … t …

M … e … u … t … e … r … e … i …«

Laute gedehnt bis in die Unendlichkeit. Das Einzige, was schnell und ihrem eigenen Zeitempfinden gemäß funktionierte, war ihr Verstand – ihr Denken. Schließlich sah sie, was sie mit ihrer Hand vorhatte, sah die

scharfe Linie, die von ihrer Handkante gebildet wurde und sah das Ziel: Wredans Halsschlagader. Sie spürte deutlich die Anspannung ihrer Muskulatur, die zielgerichtete Energie, die sie in den Schlag hineinlegte. Sie war sich sicher, dass sie ihn unter normalen Bedingungen würde treffen müssen und war im gleichen Augenblick froh, dass jetzt keine normalen Bedingungen herrschten.

Der Schlag würde absolut tödlich sein.

Wenn es Titus Wredan nicht gelang, im letzten Moment auszuweichen oder den Hieb abzufälschen, würde er sterben. Rasch, plötzlich und ohne dass ihm noch jemand würde helfen können …

Was bin ich im Begriff, hier zu tun?

Der Gedanke explodierte regelrecht in ihrem Kopf. Die Antwort ließ nicht auf sich warten: *Du bringst einen Verräter um, jemanden, der sich deinen Befehlen widersetzt hat …*

Ich werde zur Mörderin an meinen eigenen Leuten …. jammerte ihr anderes Ich.

Na und … Jeder weiß, dass es nur eine Antwort auf Meuterei gibt – die Todesstrafe!

Verdammt! Wir leben doch nicht mehr im Mittelalter, brüllte jetzt ihr zweites Ich.

Wir leben überhaupt nicht mehr, wenn du nicht auf der Stelle etwas gegen diesen Wahnsinn unternimmst …

Ich glaube, ich werde verrückt, schluchzte sie innerlich. *Ich bin schizophren. Ich kann doch nicht einfach einen der besten Jägerpiloten des Star-Corps umbringen, bloß weil er selbst nicht mehr Herr seiner Sinne ist …*

Aber als sie in diesem Augenblick versuchen wollte, selbst ihren Zeitlupenschlag abzufälschen, die Wucht in eine andere Richtung zu lenken, merkte sie, dass es nicht ging. Es war unmöglich. Aus den Augenwinkeln sah sie, dass ihre Attacke genau beobachtet wurde. Noch standen Botschafter Maunga und Satren-Nor halb abgewandt, aber wie in der Bewegung erstarrt, in der Schleuse zur Brücke. Sie sah die Augen des Kridan ebenso auf sich gerichtet wie die des Botschafters, beide blickten über ihre Schultern zurück und verfolgten offensichtlich genau, was sie gerade tat.

Titus Wredan, der über die für ihn ungewohnten Bedienungselemente des Kommandantenplatzes gebeugt war, schien dagegen nichts von der Attacke zu bemerken, die Dana gerade gegen ihn führte.

Als handelte es sich bei ihrer Handkante um ein von ihr losgelöstes Teil, beobachtete Dana mit zunehmenden Entsetzen, wie sich der Hieb immer mehr dem Hals des Piloten näherte.

Sie spürte den Luftzug, der ihr verdeutlichte, dass ihre Hand jetzt die maximale Geschwindigkeit und Schlagkraft erreicht hatte. Sie war höchstens noch einen Zentimeter von Wredans Halsschlagader entfernt. Jetzt konnte nichts und niemand mehr den Piloten retten.

Dann fühlte sie die erste Berührung mit den Spitzen der winzigen Härchen, die auf seiner Haut wuchsen und wusste, dass jetzt der

Aufprall des wuchtigen Schlages erfolgen musste, dessen Wucht vielleicht sogar ausreichen würde, sein Genick zu brechen. Was auch immer jetzt geschah, die Konsequenz war eindeutig und tödlich.

*

Auch auf der neuen STERNENFAUST hatte sich Bruder William mit einer verhältnismäßig kleinen und bescheidenen Kabine zufrieden gegeben. Jeder unnötige Luxus wurde von Christophorern wie ihm ziemlich kritisch gesehen. Er gehörte eigentlich weder zur Besatzung, noch zu den gelegentlichen Besuchern an Bord wie dem Sonderbotschafter. Er war so etwas wie ein gern gesehener Dauergast und repräsentierte – wie ihm immer stärker bewusst wurde – an Bord so etwas wie das zivile Element inmitten einer durch und durch militärisch geprägten Gemeinschaft.

In seiner Kabine verfolgte er über einen Monitor, wie das seltsame, bizarr geformte Gebilde, das sich im Zentrum des Nexus-Komplexes befand, in einer unglaublich erscheinenden Geschwindigkeit auf das Schiff zuraste. Dieser Eindruck wurde jedenfalls von dem Bildschirm in Williams Kabine vermittelt, wobei ihm natürlich klar war, dass es die STERNENFAUST war, die auf das Objekt mit kaum fassbarem Tempo zuschoss.

Könnte dieser Eindruck ungewohnter Geschwindigkeit vielleicht daher rühren, weil sich beide Objekte aufeinander zubewegen, überlegte Bruder William gerade, als es leise an seiner Kabinentür klopfte. Er brauchte noch nicht einmal aufzustehen, um die Tür zu öffnen. Eine Drehung auf dem Schemel und seine Hand erreichte den Mechanismus, mit dem sich die Tür aufmachen ließ.

Als er sah, wer im Gang stand, erhob er sich dennoch behände. Er konnte sich nicht erinnern, der jungen und ausnehmend hübschen Frau im Freizeitdress der Marines schon mal begegnet zu sein. Wenn doch, dann musste er mit seinen Gedanken so weit weg gewesen sein, dass es schon sträflich war. Selbst ein Ordensbruder war nicht vor der Wirkung weiblicher Reize gefeit, auch wenn diejenige, die diese Reize aussandte, sich ihrer schlicht umwerfenden Wirkung anscheinend noch nicht einmal bewusst war. Geschweige denn diese Signale mit Absicht auf junge Männer losließ.

Bevor er anfangen konnte, verlegen loszustammeln, bat er sie mit einer Handbewegung in seine Kabine, ließ die Tür mit Bedacht offen, räumte seinen Schemel, den er ihr als Sitzgelegenheit anbot und hockte sich auf sein schmales Bett.

Oh, oh, schoss es ihm durch den Kopf. Trotz ihres etwas verlegen wirkenden Lächelns spürte er automatisch, dass sie ein Problem mit sich herumtrug, über das sie reden wollte. *Man braucht kein Prophet zu sein, um zu wissen, dass es sich bei ihr nur um ein Problem mit Männern handeln kann, genauer gesagt mit einem Mann …*

»Bitte«, sagte er etwas verspätet, als sie bereits Platz genommen hatte.

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie so einfach überfalle, Bruder William«, begann Laetitia und stellte sich dem Christophorer vor.

»Wollen Sie etwas trinken?«, fragte William, als er spürte, dass sie kurz zögerte. Laetitia schüttelte verneinend den Kopf, eine Geste, die er als ausgesprochen betörend empfand. *Sie hat eine überaus starke Ausstrahlung*, überlegte er. Dann sah er, was sie abgelenkt hatte. Gemeinsam starrten sie auf den Bildschirm.

Es hätte sie beide zutiefst erschrecken müssen. Wie weggeblasen hätten die Sorgen sein müssen, wegen denen Laetitia Bruder William aufgesucht hatte. Angesichts des sich in rasendem Tempo nähernden Todes hätten sie in pure Panik ausbrechen müssen. Todesangst, Verzweiflung und Entsetzen wären die normalen, natürlichen Reaktionen gewesen.

»Das Ding sieht aus wie ein bizarrer, riesiger, leuchtender Morgenstern«, murmelte William stattdessen nahezu ungerührt und erklärte, als er ihre verständnislose Miene sah, »das ist eine mittelalterliche Waffe aus dem Orient …«

»Ich weiß, was ein Morgenstern ist, aber …«, sagte Laetitia und ließ den Rest dessen, was sie sagen wollte, unausgesprochen.

»Ein riesiger Morgenstern, der unser kleines Schiff zerschmettert und mit einem Schlag in Stücke haut …«, fuhr William leise fort.

Sie spürten es beide, dass etwas nicht stimmte. Dass die Situation nicht nur höchst widersprüchlich, sondern völlig widersinnig, um nicht zu sagen irreal war. Sie wussten, ohne es sich wechselseitig bestätigen zu müssen, dass sie im Grunde ganz anders reagieren müssten. Voller Angst, voller Panik, voller hektischer, sinnloser Betriebsamkeit.

Ihnen fiel auf, dass nicht nur sie widersinnig und im Grunde unmöglich reagierten, das ganze Schiff reagierte so.

Nirgendwo war so etwas wie Geschrei zu hören, keine Alarmsirene ertönte, alles ging seinen ganz gewohnten Gang. – Das war das vollkommen Unverständliche.

»Sie wollten mir etwas erzählen«, sagte William mit einem freundlichen Lächeln und riss seinen Blick von dem Monitor los. »Lassen Sie mich raten. Es gab Probleme, Probleme mit einem Mann.«

Laetitia nickte heftig, ihre rotblonden Locken wuselten bei dieser Bewegung wie eigenständige Lebewesen um ihren Kopf. Als sie von dem Vorfall mit dem Crewman im Aufenthaltsraum zu erzählen begann, schlug die STERNENFAUST mit voller und unverminderter Geschwindigkeit wie eine Bombe in das Objekt ein …

*

… und war im nächsten Augenblick in seinem Innern.

Dana Frost hatte unwillkürlich die Augen fest zusammengepresst. Jetzt öffnete sie sie vorsichtig und bemerkte als Erstes, dass sie wieder in ihrem Kommandantensessel vor ihren Kontroll- und

Messinstrumenten und den Monitoren saß. Die Handkante, die sie eben noch gegen Wredans Hals geschlagen hatte, donnerte auf die Oberfläche des Ablagetischs vor ihr.

»Wie kommen Sie zurück an Bord?«, schrie sie den Piloten an, der gerade die Brücke durch die Schleuse betreten hatte und rieb sich mit verzerrter Miene die schmerzende Hand. An ihrem Platz sah sie etwas vorbeihuschen. Es war Milgor, der von van Deyk herabgesprungen war und zum Prediger rannte, der hinter Titus Wredan in der Schleuse auftauchte, begleitet von Sonderbotschafter Maunga.

Sie hatte allmählich das Gefühl, überhaupt nichts mehr zu verstehen. *Hoffentlich kein Murmeltier-Effekt.*

Das Phänomen einer Zeitschlaufe mit immer wiederkehrenden Ereignissen nannten die Wissenschaftler seit eh und je Murmeltier-Effekt, obwohl sie keine Ahnung hatte, woher dieser Begriff stammte. Damit verhielt es sich ähnlich wie mit Schrödingers Katze, von der sie auch nur wusste, dass damit gewisse Unschärfephänomene in der Quantenphysik bezeichnet wurden, nicht aber, was die Katze in diesem Zusammenhang zu bedeuten hatte.

Allmählich beruhigte sie sich wieder, denn aus einem anderen Winkel ihres Gedächtnisses tauchte der berühmte erste von den insgesamt 23 Leitsätzen auf, die Kendrick D. Philip zum Murmeltier-Effekt formuliert hatte: *Das Murmeltier und alle, die mit ihm zu tun haben, befinden sich in der Gnade der Erinnerungslosigkeit.*

Dana dagegen erinnerte sich sehr genau an das, was geschehen war.

Erst jetzt war sie in der Lage, ihre Aufmerksamkeit der aktuellen Situation zu widmen. Etwas, von dem die anderen längst in den Bann gezogen waren. Anscheinend funktionierten die Geräte noch oder wieder einwandfrei, sodass auf nahezu jedem Monitor innerhalb der STERNENFAUST nun die Bilder der Außenkameras und die Daten der Nahortung zu sehen waren.

Das Gebilde hatte ihr Schiff widerstandslos und offensichtlich ohne den kleinsten Kratzer zu verursachen in sich aufgenommen. Die anfänglich hohe Beschleunigung war übergangslos abgedämpft worden, von einem Arbeiten der Triebwerke war nichts mehr zu spüren und auch die Anzeigen standen wieder auf null. Sie schwebten antriebslos durch eine hell erleuchtete Leere. Das Licht war angenehm aber nicht blendend, woher es kam, war nicht auszumachen. Es schien den gesamten Innenraum des gewaltigen Gebildes auszufüllen.

Schon bald hatten sich Danas Augen an das Licht gewöhnt, sodass sie allmählich etwas erkennen konnte. Quasi im Rücken der STERNENFAUST war eine Art Wand zu sehen, deren gigantische, unregelmäßig geformte Struktur die innere Entsprechung eines Teils der äußeren Ausbuchtungen und Türme des Gebildes zu sein schien. Hinzu kamen flache, runde, drei- und vieleckige Stränge und Röhren, die sich dicht an der Wand entlangzogen. Viele von ihnen verliefen über lange Strecken parallel, wobei gelegentlich ganze Bündel in andere Richtungen abzweigten und wiederum andere

Röhrenkombinationen kreuzten, sich mit ihnen verbanden oder sie in geringem Abstand überquerten.

Eine kleine aber deutliche Bewegung in einiger Entfernung an der Wand fesselte Danas Aufmerksamkeit. Sie zoomte das Bild heran und sah, dass sich eine Öffnung, die eben noch etwas größer als ihr Schiff gewesen war, bedächtig schloss. Noch ließ sich ein kleiner Ausschnitt jener lichterüberfluteten dynamischen Außenseite des Gebildes erkennen.

»I.O.«, sagte Dana. »Veranlassen Sie, dass eine Sonde abgeschossen wird, die das Ganze von außen unter die Lupe nimmt.«

»Aye, Ma'am«, antworte van Deyk knapp.

Das hätten wir schon längst tun sollen, dachte Dana. *Und zwar schon bevor wir uns unfreiwillig ins Innere des Gebildes begeben haben …* Sie war sich sicher, dass nicht nur ihr dieser Gedanke durch den Kopf ging.

»Ma'am«, bat Briggs um Aufmerksamkeit.

»Ja, Ortung …«

»Schauen Sie doch mal bitte auf diese Daten …«

Auf Danas Monitoren gingen zwei neue Fenster auf. In dem einen empfing sie die Bestätigung des eben erteilten Befehls. Die Sonde war ausgeschleust worden und bewegte sich mit zunehmender Geschwindigkeit der mittlerweile nur noch schmalen Öffnung entgegen.

Ob sie es noch rechtzeitig schafft?

In dem zweiten Fenster tauchten nun die Daten auf, die ihr direkt von der Orterkonsole überspielt wurden.

Das ist wirklich bemerkenswert …. dachte Dana verblüfft.

Wie ein winziges Insekt schwebte die STERNENFAUST an der Innenwand des Gebildes entlang. Dana hatte sofort registriert, worauf man sie aufmerksam machen wollte. Es war zwar wichtig und interessant, endlich etwas über die mutmaßliche Größe und Ausdehnung des bizarren Objekts zu erfahren, das sie und ihr Schiff verschluckt hatte wie ein Frosch eine Fliege, aber die zusätzlichen Informationen waren erneut dazu angetan, Kopfschütteln auszulösen.

Sie wussten, dass der Nexus-Komplex insgesamt im Durchmesser eine Ausdehnung von rund einer halben Lichtstunde besaß. Das gewaltige, vielgestaltige, leuchtende Objekt, das sich innerhalb des Nexus befand, hatte eine Größe die dem irdischen Mond entsprach, war also für sich genommen nicht mehr als ein Punkt in dem Komplex.

Dass das Gebilde dennoch so gewaltig und in jeglicher Hinsicht überwältigend wirkte, lag eindeutig daran, dass es unmöglich einfach *so* entstanden sein konnte, so wie sich Sterne, Sonnen, Planeten und andere Himmelskörper über Jahrmilliarden bildeten.

Allein die Röhrenstränge und Leitungsbündel, die sich über die Oberfläche der Innenwand zogen wie ein Geflecht aus Adern waren ein eindeutiges Indiz dafür, dass das Gebilde künstlichen Ursprungs war. Etwas, was jeder von ihnen schon vorher, als sie es nur von außen hatten sehen können, angenommen hatte.

»Wieder ein Relikt der Toten Götter?« Diese Frage hatte Susan Jamil bereits gestellt, als sie das Objekt zum ersten Mal zu Gesicht bekommen hatten. Sie hatte mit dieser Vermutung etwas ausgesprochen, was die meisten auf der STERNENFAUST dachten.

Aus den Augenwinkeln sah Dana, dass sich kurz bevor die Sonde nach außen entweichen konnte, die Öffnung in der Wand des Gebildes schloss.

»Mist!«, knurrte sie und erwartete im nächsten Moment ein kurzes Aufflackern beim Aufprall der Sonde auf die Wand. Vielleicht auch nur ein übergangsloser Abriss der Datenübertragung. Das letzte Bild würde einfach stehen bleiben, danach ein dunkler Bildschirm. Doch das diffuse Lichtspiel, das die Kameras des kleinen Satelliten übertrugen, veränderte sich nur insoweit, als es plötzlich jede räumliche Darstellungstiefe verlor und für einen Augenblick wirkte, als handele es sich um das bewegte, zweidimensionale Farbbild eines Künstlers der Neuen Radikalen Abstraktion.

Im nächsten Augenblick befand sich die Sonde auf der anderen Seite.

Mit Erleichterung registrierte Dana, dass der Funkkontakt zu ihr nicht abbrach, sondern auch dann noch Bilder vom bizarren Äußeren des Gebildes übertragen wurden, als sie Höhe gewann.

»Das gibt Anlass zur Hoffnung …«, murmelte sie.

Was aber tatsächlich Danas Erstaunen erregt hatte, war eine ganz andere Tatsache, mit der sie sich zeitgleich beschäftigte. Das Innere des Objekts, in dem sie sich befanden, war allem Anschein nach mit Atmosphäre gefüllt. Dabei handelte es sich um ein Gasgemisch, das sogar atembar zu sein und weitgehend der Luftzusammensetzung im Innern der STERNENFAUST zu entsprechen schien.

Unaufgefordert erschien eine weitere Information der Ortung auf ihrem Monitor. Mit bloßen Auge nicht wahrnehmbar, aber anhand seiner elektronischen Signatur eindeutig identifizierbar, hatten die Messgeräte den Jäger in rund fünftausend Kilometer Entfernung ausgemacht. Den leeren, von seinem Piloten verlassenen Jäger.

Titus Wredan stand nach wie vor völlig unbeteiligt an die Wand neben dem Schott gelehnt. Was in aller Welt war mit ihm geschehen? Befand er sich etwa noch einmal an Bord des Jägers? Als eine Art leere Hülle oder hatte ihn irgendetwas, irgendeine unerklärliche Macht ohne Zeitverlust an Bord des Schiffes zurückversetzt?

»Sehen Sie zu, dass Sie einen Funkkontakt mit dem Autopiloten des Jägers herstellen können, um ihn zurückzubringen«, sagte Dana matt und ohne irgendjemanden speziell anzusprechen. Trotz aller Verwirrung, die über sie hereingestürzt war, *mussten* jetzt wenigstens so einfache Dinge wie diese Anweisung umgesetzt werden, ohne dass sie sich selbst um jede Einzelheit zu kümmern brauchte.

Aus Mutawesis Ecke der Brücke kam ein knappes »Aye, Ma'am!«, mit dem der Befehl bestätigt wurde. Mit einer gewissen Befriedigung stellte Dana fest, dass allmählich die Abläufe wieder normal zu funktionieren schienen. Dabei fiel ihr auf, dass der Beinahetotalausfall der Technik an

Bord der STERNENFAUST peu a peu und ohne große Kommentare behoben worden war. Wenigstens etwas, worauf sie sich verlassen konnte …

Sie musste Prioritäten setzen, sonst würde sie immerzu der Entwicklung hinterherhinken. Das Objekt, in dem sie sich befanden, schien erfindungsreich genug zu sein, um sie nicht zu Atem kommen zu lassen, geschweige denn, ihnen Zeit genug zu geben, mal in Ruhe über wenigstens eines der Phänomene und der sich daraus ableitenden Probleme nachdenken zu können.

»No chance …«, murmelte Dana halblaut vor sich hin und streckte ihren Rücken durch. Sie hatte sich entschlossen, sich ab sofort nicht mehr die Initiative aus der Hand nehmen zu lassen. Ungeachtet allem Unerklärlichen, aller Wunder und jeder Unmöglichkeit, über die sie noch stolpern mochte. Sie drückte die Sprechtaste ihres Bordkoms. »LI.«

»Ja, Ma'am«, antwortete Jeffersons Stimme aus dem Lautsprecher. *Zuerst ein Lob, wegen der reibungslosen Arbeit seiner Abteilung*, überlegte Dana und setzte den Gedanken um.

»Danke, Ma'am …«

»Kommen Ihre Leute für eine Zeit auch ohne Sie klar?«

»Jeder weiß, was er zu tun hat, Captain«, sagte Jefferson.

»Gut«, erwiderte Dana. »Stellen Sie Ihr Gepäck für eine gründliche Außenuntersuchung zusammen, aber nur so viel, dass Sie es auch tragen können …«

»Äh … Captain … Wir befinden uns in einer schwerelosen Umgebung, da spielt das Gewicht der Geräte keine Rolle …«

»Wir haben keine Ahnung, Lieutenant, ob die Schwerelosigkeit nur als eine Art Blase rings um die STERNENFAUST existiert, sich weiter ausdehnt oder innerhalb des gesamten Gebildes wirkt. Das zum einen. Außerdem kommt es nicht nur aufs Gewicht, sondern auch auf den Umfang an. Das zum anderen …«

»Verstanden, Captain … Ich nehme an, Sie misstrauen demzufolge auch der Atmosphäre, die das Schiff umgibt und legen Wert auf Raumanzüge mit eigener Sauerstoffversorgung …«

»Korrekt, L.I.«

Während Dana weiter mit Jefferson den Außeneinsatz besprach, beobachtete sie die Bilderflut, die ihr von der Sonde nach wie vor auf den Bildschirm übertragen wurde. Der kleine Satellit schoss mittlerweile durch ein Gewirr von leuchtenden, künstlichen Canyons, die sie jetzt eher an die Straßenschluchten einer fremdartigen Metropole für Riesen erinnerten.

Ein Aspekt jedoch stimmte an diesem Vergleich nicht. Die Riesen oder wer auch immer die ehemaligen Bewohner dieser künstlichen Welt gewesen sein mochten, hatten ihren Aufenthaltsort, wie es schien, Hals über Kopf verlassen.

Niemand hat ihnen gesagt, dass der Letzte das Licht ausmacht …

Auch eines der Rätsel, dessen Lösungssuche Dana beschlossen hatte

zu vertagen: Woher kam die Energie, die das alles betrieb?

Wie mögen sie ausgesehen haben? Wie sind sie in das Innere des Nexus gekommen? Was hat sie vertrieben? Und wohin? Und wann? Und warum?

Sie konnte es einfach nicht lassen.

Schon fast zwanghaft musste sie zum Berg der ungelösten Fragen, Häufchen mit weiteren offenen Fragen hinzufügen.

*

Nichts hielt Dana mehr an ihrem Platz. Sie stand auf und übergab van Deyk im Vorbeigehen die Brücke. Am Schott drängte sie sich an Wredan, Satren-Nor und dem Botschafter vorbei und fixierte kurz Milgors große dunkle Augen. Der Gengo saß wie üblich auf der Schulter des Predigers und blickte ihr hinterher. Sein kleines, pelziges Gesicht wirkte, als könne er kein Wässerchen trüben.

»Captain«, rief er ihr mit seiner neu erworbenen Quäkstimme hinterher, als sie gerade um eine Gangecke biegen wollte.

Dana blieb stehen und sah fragend über ihre Schulter. Noch immer irritierte sie zutiefst, von diesem Tier angesprochen zu werden.

»Brauchen Sie mich?«, fragte Milgor und seine Stimme besaß einen deutlichen Unterton, den Dana nur als frech interpretieren konnte.

Sie spürte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoss. *Ein sprechender Affe ist das Allerletzte, was mir im Moment fehlt …*

»Wir haben keine Raumanzüge in deiner Größe«, sagte sie froh, dass ihr das rechtzeitig eingefallen war.

»Nehmen Sie nicht das Shuttle?«, erwiderte Milgor rasch.

Dana verdrehte die Augen.

Bitte, lass diesen Kelch an mir vorübergehen …. stöhnte sie innerlich. Sollte sie den Gengo rundweg anlügen oder ihm die Wahrheit sagen? In letzterem Fall würde er versuchen, sich an Bord des Shuttles zu schleichen. Das war so sicher wie das Amen in der Kirche. Oder sollte sie gar nichts sagen … Sie entschied sich für diese Option, drehte sich auf dem Absatz um und ging.

Nicht sehr diplomatisch, dachte sie, als Dana den engen Treppenschacht hinablief, der in die unterste Ebene führte. *Man muss sich gelegentlich gestatten, auch mal feige zu sein …* Danas Mundwinkel verzogen sich zu einem Grinsen.

Etwas tiefer mündete eine weitere Ebene in den Schacht. Auf dieser Ebene war der größte Teil der Kabinen für Marines und Mannschaft untergebracht. Sie nahm zwei Stufen auf einmal und wäre beinahe mit zwei Gestalten zusammengestoßen, die ebenfalls in diesem Moment die Treppe betreten wollten. Sie hielt sich am Geländer fest, um ihr Gleichgewicht nicht zu verlieren.

»Bruder William«, sagte sie und stützte ihn mit dem freien Arm, da er beim Ausweichen ins Straucheln geraten war. Direkt hinter ihm erkannte sie eine der neuen Marines.

»Danke, Captain«, sagte William. »War meine Schuld …«

Zu dritt rannten sie jetzt die Treppe runter. Unten stieß sie erneut mit jemandem zusammen.

»Also …«, sagte sie empört, »ich fürchte, ich rumpele heute mit jedem, der mir über den Weg läuft, aneinander …«

Es war Takashi. Er hielt Dana am Ärmel fest.

»Captain«, sagte er, »das Shuttle ist startbereit.«

»Danke, Sergeant.«

»Da draußen scheint zwar keine unmittelbare Gefahr zu drohen«, fuhr Takashi fort, »aber Sie sollten trotzdem kein Risiko eingehen …«

»Was wollen Sie damit sagen?«, fragte Dana, obwohl sie die Antwort längst wusste.

»Nehmen Sie ein paar meiner Leute mit …«

»Sergeant, ich weiß Ihre Besorgnis zu schätzen, aber die Antwort lautet: Nein. Das Shuttle wird mit Ausrüstung voll gestopft, ich weiß nicht, wie viel Platz noch bleibt …«

Takashi verzog keine Miene. »Sicherheit geht vor, Captain.«

»Okay, aber nur *ein* Marine«, erwiderte Dana lächelnd. Sie zeigte auf Laetitia. »Holen Sie Ihre leichte Kampfausrüstung Frysher …«

Eine plötzliche Röte überzog Laetitias Gesicht. Eine Mischung aus Verlegenheit und Stolz. Nicht nur, wegen des plötzlichen Auftrags und des damit verbundenen Vertrauensbeweises, sondern auch, weil sich ihr Captain, obwohl sie noch neu war, ohne Probleme an ihren Namen erinnern konnte.

Dana wandte sich an Bruder William. »Sie beide werden sich dünn machen müssen … Sie will ich nämlich auch dabei haben …« Während sie ihm das sagte, stieß sie Bruder William ihren Zeigefinger vor die Brust.

Achtung!, dachte sie sofort alarmiert. *Pass auf deine Stimmungsschwankungen auf. Bloß nicht übermütig werden …*

*

Der Shuttle schwebte nur wenige Meter von der Innenwand des Gebildes entfernt. Außer dem Piloten Ya'akov Bogdanovich befand sich niemand mehr an Bord. Die STERNENFAUST war nur noch eine kleine Sichel, die sich fast außer Sichtweite befand. Die diffuse Beleuchtung, die jeden Winkel ausleuchtete, war mit keiner natürlichen oder künstlichen Lichtquelle zu vergleichen, die sie kannten. Es gab nämlich wegen der mysteriösen Allgegenwart des Lichts keinerlei Schatten. Dana hätte nicht gedacht, dass das dermaßen irritierend war.

Als ihr Blick für einen Moment in Richtung ihres Schiffs glitt, huschte ein Grinsen über ihr Gesicht. Diesmal hatten sie es geschafft, der Neugier des vorwitzigen Gengo einen Riegel vorzuschieben. Simon E. Jefferson hatte noch einmal vor dem Verladen jede Materialkiste überprüft und dabei Milgor entdeckt, der es sich in einer

Werkzeugtasche gemütlich gemacht hatte. Fast tat ihr das kleine Pelzungeheuer Leid, aber nur beinahe …

In ihrer Raumkombination kam sich Dana unbehaglich und unbeweglich vor, obwohl das objektiv nicht stimmen konnte. Es war das Gefühl, ihn eigentlich nicht zu benötigen, da sie eine atembare Luftschicht umgab.

Jeder von ihnen hatte von Jefferson verschiedene Messgeräte erhalten und untersuchte nun ein Teilstück der Wand.

»Es ist, als ob bestimmte physikalische Gesetze außer Kraft gesetzt wären«, knatterte Jeffersons Stimme in Danas Helmlautsprecher.

»Das sollte uns wenig wundern«, kam die Antwort von Bruder William. »Ich bin zwar kein Astrophysiker, aber innerhalb des Nexus herrschen nun einmal andere Konstanten als die aus dem Einstein- oder Bergstrom-Raum.«

»Es macht bereits die Ansätze, mit denen wir unsere Umgebung untersuchen, selbst zu etwas Fremdartigem …«, sagte Jefferson. Alle Untersuchungsergebnisse wie auch jeder Satz, den sie sprachen, wurden automatisch auch an Bord der STERNENFAUST übermittelt, wo sich weitere und vor allem feinere Analyseprogramme darüber hermachten.

Bis auf die Waffen funktionierte an Bord wieder das meiste einwandfrei. Und irgendwo versteckt in ihrem Innern war Dana froh, dass die Waffentechnik nach wie vor Probleme bereitete. Die irrationalen und unkontrollierbaren Ausbrüche und Verhaltensweisen zeigten ihr, dass diese Fehlfunktion gerade zur rechten Zeit aufgetreten war.

Immer wieder erhielten sie computergenerierte Feedbacks, die ihnen bestimmte Modifizierungen ihrer Einzeluntersuchungen nahe legten.

»Richtig«, entgegnete William, »das sollte uns anspornen, auch unsere eigenen Denkmuster in Frage zu stellen!«

»Beispiel?«, mischte sich Dana knapp in die Debatte ein.

»Insgeheim ist jeder von uns darauf gepolt, dass auch dieses Objekt wieder ein Relikt der Toten Götter ist«, antwortete William.

»Woraus würde sich das schließen lassen?« Mit dieser Frage schaltete sich die eigentlich als Aufpasserin beigestellte Marine Laetitia Frysher in den Funkverkehr ein. Aber auch sie dachte nicht daran, nur tatenlos in der Gegend herumzuschweben, sondern hatte von Anfang an mit angepackt. Derzeit hing sie mit einem Schwingungsspektrogramm kopfunter an einer der mehr als einen Meter dicken Röhren, die aus der Wand herauskamen und bündelweise viele Kilometer parallel zu ihr verliefen, um sich irgendwo wieder zu verzweigen oder im Innern der Wand zu verschwinden.

Dana schluckte. Wie sollte man einem Neuling auf die Schnelle einen Crashkurs in Sachen Tote Götter geben, der mit ihren Relikten noch nie persönlich konfrontiert worden war?

»Es gibt kaum Gemeinsamkeiten«, antwortete Bruder William. Sie war ihm dankbar, dass er ihr zuvorkam. »Die Hinterlassenschaften

dieser seit Jahrmillionen aus der Milchstraße verschwundenen Spezies zeichnen sich durch eine Technologie aus, die das Verständnis aller heute lebenden Bewohner der Galaxis bei weitem übersteigt.«

»Also doch eine Gemeinsamkeit«, sagte Frysher, »nämlich wir kapieren sie nicht. Das trifft doch auch auf dieses Gebilde zu …«

Jefferson lachte glucksend und auch Dana konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Nicht alles, was wir nicht begreifen, hat eine gemeinsame Ursache«, fuhr William dazwischen. »Das ist ein altmodisches Gottesverständnis. Du kapierst irgendwas nicht und – Zack! – ist das Gott … Lächerlich …«

»Ich wollte Sie nicht kränken«, sagte Laetitia.

»Schon gut«, erwiderte William. »Mein Fehler. Ich sollte nicht immer so weit ausholen … Es gibt – oder besser gesagt: gab – bisher nämlich doch *eine* Gemeinsamkeit bei den Überresten der Toten Götter und zwar egal, ob es sich um das Labyrinth in der Nähe von Druillet handelt oder den Hohlweltplaneten …«

»Nämlich?«, fragte Laetitia ungeduldig.

»Die Schriftzeichen …«, sagte William. »Bisher haben wir bei jedem der Relikte irgendwo ziemlich auffällige Schriftzeichen, eine Art von Hieroglyphen entdeckt, die unsere Wissenschaftler selbstredend bis dato noch nicht entschlüsseln konnten.«

»Richtig«, sagte Dana. »Das fehlt hier – zumindest bis jetzt …«

»Falls die Toten Götter bei diesem Ding nur an irgendeiner Stelle ein kleines Schildchen angebracht haben, dann können wir lange suchen …«, spottete Jefferson.

In der Tat, dachte Dana. *Dazu würde die Lebensspanne von tausend Wissenschaftlern nicht ausreichen …* Sie schlug sich mit dem Handschuh vor das Sichtfeld ihres Raumanzugs. »Das ist es, Leute«, sagte sie laut. »Sie haben beide Recht. Sie, Bruder William, wenn Sie sagen, dass wir besser unsere eingefahrenen Denkwege verlassen sollten und Sie, Lieutenant, mit Ihrer Bemerkung über das kleine Schildchen …«

»Wie darf ich das verstehen, Captain …«, fragte Jefferson.

»Ganz einfach. Wir lassen uns von der Größe dieses Objekts täuschen und suchen nebenbei immer nur nach einem Hinweis, der uns erklärt, dass die Toten Götter die Urheber sind …« Sie ließ ihre Worte kurz wirken. »Vielleicht sollten wir mit unseren Untersuchungen den umgekehrten Weg beschreiten. Das Objekt ist zu groß, als dass wir eine Chance hätten, es mit unseren Mitteln zu erfassen – von den unbekannten physikalischen Gesetzmäßigkeiten einmal abgesehen. Also sollten wir es auch gar nicht erst versuchen. Konzentrieren wir uns auf das, was unmittelbar vor uns ist …«

»Eine Wand …«, erwiderte Jefferson lakonisch.

»Aus welchem Material besteht sie? Was für eine Funktion hat sie? Was ist zum Beispiel in den Leitungen und Röhren …«

»Nichts«, antwortete Laetitia vorschnell.

»Warum erkennen wir nichts?«, fuhr Dana ungerührt fort. »Etwa,

weil wir die ganze Zeit nur versuchen, herauszufinden, wohin die Leitungen führen, wie dick die Wand ist … und so weiter …«

»Hatten Sie nicht auch ein Elektronenmikroskop im Shuttle?«, fragte Bruder William.

Danke, dachte Dana. Sie spürte, dass sie allmählich verstanden wurde.

»Ja«, antwortete Jefferson. »Es ist in der grünen Metallkiste, die ich unmittelbar hinter den Pilotensitz gequetscht habe.«

Als William das Gerät geholt und ausgepackt hatte, erwartete sie eine Überraschung. Bereits beim Einschalten noch bevor die Abtastsensoren überhaupt auf irgendeinen Ausschnitt, einen Gegenstand fokussiert werden konnten, begann der angeschlossene Bildschirm seltsame, aufregende Dinge abzubilden.

»Was scannen die Sensoren denn jetzt schon?«, fragte Dana.

»Äh, nichts …«, sagte William, der mit Jeffersons Hilfe das Gerät aufbaute und in Betrieb nahm. Beide wären beinahe mit den Helmen ihrer Raumanzüge zusammenGerümpelt, als sie wegen Danas Frage gleichzeitig zum Monitor hochschauten.

»Nichts ist wohl arg daneben gegriffen«, sagte Laetitia, die nun ebenfalls zu ihnen herangeschwebt kam.

»Na ja, ich meine die Luft«, sagte William.

»Ich bin ja kein Chemiker«, sagte Dana, »aber sind das da Sauerstoff- oder Stickstoffmoleküle?«

Jefferson aktivierte ein Modul, das die Daten für seine Infrarotsicht modifizierte. »Nie und nimmer«, bestätigte er wenig später.

»Und was sagen die chemischen Analysen?«, fragte Dana.

»Sauerstoff, Stickstoff, Wasserstoff-Stickstoffverbindungen, Wasserstoff-Sauerstoffverbindungen, Kohlenwasserstoffverbindungen, ein paar frei flotierende Edelgase – alles im normalen Bereich …«

»Danke!« schnitt Dana Jefferson das Wort ab. »Ich bin froh, dass ich dieses Zeug da nicht einatme! Um was auch immer es sich handeln mag …«

»Es ist nichts erkennbar, dass die Verbindungen und Elemente auch nur ansatzweise anders reagieren, als irgendwo sonst im Universum …«

»Sehr hochgegriffen, L.I.«, erwiderte William sarkastisch.

»Okay, im uns bekannten Bereich der Galaxis«, präzisierte Jefferson seine Aussage. »Bei allen Sternenteufeln, ich kann mir das da auch nicht erklären!«

»Kommt mir vor wie billiger Modeschmuck«, warf Laetitia ein.

»Gut«, sagte Dana. »Ein guter Einwand. Das sollten wir überprüfen …«

»Wie bitte?« Jefferson und William waren gleichermaßen verblüfft von Danas Aussage.

»Was ist Modeschmuck, meine Herren?«, sagte Dana. »Künstliche Glitzerdinger, die aussehen wie echte Wegaperlen … mit dem Unterschied, dass sich Erstere jeder und Letztere kaum jemand leisten kann …«

»Ein Imitat«, sagte Jefferson.

»In unserem Fall sehen die Moleküle nicht so aus, wie wir es gewohnt sind, aber sie reagieren in der gleichen Weise, wie wir es kennen. Normalerweise schauen wir sie uns ja auch nicht unter einem Elektronenmikroskop an, sondern vertrauen unseren herkömmlichen Analysemethoden …«

»Aber was ist das dann?«, fragte Laetitia. »Woraus bestehen diese Stoffe tatsächlich?«

»Genau das werden wir herausfinden«, sagte Dana. »L.I., haben wir magnet- und strahlenstabile Probenbehälter dabei?«

»Selbstverständlich, Ma'am.«

»Also, dann packen wir etwas Luft ein, kratzen was von der Wand ab und kehren zur STERNENFAUST zurück … Achtet darauf, dass die Proben möglichst unterschiedliche Materialien enthalten.«

*

Der Befehl war wohl überlegt, da sich an Bord des Schiffes noch wesentlich präzisere und höher auflösende Geräte befanden, als das transportable Elektronenmikroskop, das sie dabei hatten. Nachträglich war Dana froh, trotz der angeblich atembaren Atmosphäre auf den Raumanzügen bestanden zu haben.

»Wir sind zur Erforschung der Proben denkbar schlecht ausgerüstet«, meldete wenig später Dr. Gardikov über Interkom.

Dana hatte alle Leute, die sich auch nur ansatzweise mit Mikro-Untersuchungen und Forschungen im Molekularbereich auskannten, auf die Analyse der Proben angesetzt.

»Warum?«, fragte Dana.

»Weil wir eigentlich Geräte brauchten, deren Feinsegmentierung in den subatomaren Bereich gehen …«

»Klartext, Doktor«, sagte Dana mit unüberhörbarer Ungeduld. »Ich wäre Ihnen zutiefst verbunden, wenn Sie sich etwas verständlicher ausdrücken könnten …«

»Sie hat Recht, Captain«, mischte sich Jeffersons Stimme in das Gespräch ein. »Nach dem, was wir bisher herausbekommen haben, besteht jedes Material, das wir bisher untersucht haben, aus dem gleichen … äh … Ausgangsstoff. Vielleicht kommen Sie mal her und schauen sich das Ganze mit eigenen Augen an …«

»Moment mal«, unterbrach ihn Dana, »verstehe ich Sie richtig … Jedes Material, egal ob fest oder gasförmig?«

»Ja.«

Als Dana das provisorische Labor der STERNENFAUST betrat, war eine heftige Debatte über ein Thema entbrannt, das mit den Untersuchungsgegenständen nur mittelbar zusammenhing.

»Wenn das stimmt«, rief Jefferson mit ungewohnt lauter Stimme, »dann sollten wir dieses Ergebnis auf jeden Fall – ich betone, unter

allen Umständen – vor unseren Gästen geheim halten. Unbedingt …«

»Aber Lieutenant, der Nexus und damit auch dieses Objekt ist mitten im kridanischen Imperium. Das können Sie doch nicht ignorieren.« Mit einer weit ausholenden Gebärde umfasste Bruder William den sie umgebenden Raum.

»Wer spricht davon, dass ich die offensichtlichen Tatsachen ignoriere«, donnerte Jefferson und schien ernsthaft verärgert zu sein, »gerade deshalb! Gerade deshalb muss unsere Entdeckung der absoluten Geheimhaltung unterliegen. Mann, bemühen Sie doch bitte das bisschen Vorstellungsvermögen, über das Sie verfügen, und malen Sie sich die Konsequenzen aus, wenn sich die Geierköpfe allein diese technologischen Möglichkeiten unter die Kralle reißen …«

»Moment mal«, sagte Dana mit bewusst leiser Stimme und hob die Hand. »Erstens verbiete ich den beleidigenden Ton gegenüber Bruder William! Haben wir uns verstanden, L.I.?«

Jefferson nickte betroffen.

»Zweitens, worum geht es? Sie, Frysher, versuchen Sie es mir zu erklären und zwar so knapp wie möglich …«

»Aye, Ma'am«, begann Laetitia. »Offensichtlich bestehen alle molekularen Verbindungen, die wir in unseren Proben eingesammelt haben, nicht aus den uns bekannten herkömmlichen Elementen wie Kohlenstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Eisen und so weiter …«

»Und woraus bestehen sie dann?«

»Das kann mit den Untersuchungsmöglichkeiten und Geräten, die hier vorhanden sind, nicht beantwortet werden.«

»Und was vermuten Sie?« Dana blickte im Kreis der Anwesenden herum, um anzudeuten, dass sie jetzt auch eine Antwort von jemand anderem akzeptieren würde, nachdem man sich offensichtlich allgemein wieder beruhigt hatte. Aber bis auf Laetitia schwiegen alle.

»Es handelt sich wohl um eine Art Nano-Technologie, die anscheinend bis in den subatomaren Bereich durchkonstruiert ist …«, sagte die Marine.

Dana pfiff leise. Jetzt konnte sie die Aufregung und vor allem den Streit verstehen. Allerdings war sie nach wie vor meilenweit davon entfernt, die Art der Auseinandersetzung auch zu akzeptieren.

»Gut«, sagte sie mit leiser, unterkühlter Stimme und steinerner Miene. »Das scheint in der Tat eine bedeutende Entdeckung zu sein. Aber Sie sollten sich schämen, das Fell des Tigers bereits aufzuteilen, bevor sie ihn erlegt haben.« Erneut ließ sie den Blick in die Runde schweifen.

Dr. Gardikov nickte kaum merklich, auch Bruder William drückte mit seiner Miene deutliches Einverständnis mit dem aus, was Dana gesagt hatte. Ebenso Marine Frysher. Von ihr und dem Christophorer hatte sie nichts anderes erwartet.

Danas Blick blieb an den irritierenden Facettenaugen Jeffersons hängen. »Haben Sie alle verstanden, was ich damit sagen wollte?«

Auch der Leitende Ingenieur nickte bejahend.

»Gut, dann machen Sie jetzt einfach mit Ihrer Arbeit dort weiter, wo Sie aufgehört haben. Und wenn Sie in Bezug auf unsere Ausstattung und Möglichkeiten an Grenzen stoßen, dann benutzen Sie das, was in Ihrem Schädel ist. Newton oder Leipniz hatten auch kein Elektronenmikroskop und haben trotzdem unsere Sicht der Welt verändert … Und wenn Sie der Auffassung sind, Sie möchten eine gewisse Diskretion walten lassen, dann kann ich Sie nicht daran hindern. Aber glauben Sie mir, je größer die Geheimhaltung ist, desto stärker wird die Neugier derjenigen, die nichts davon erfahren sollen …«

»Aye, Ma'am.«

Sollte sich das Objekt im Innern des Nexus tatsächlich als das Produkt eines unüberschaubaren, nanotechnologischen Zusammenspiels einer Unmasse subatomarer Maschinen herausstellen, dann waren die Implikationen dieser Entdeckung tatsächlich dazu geeignet, die Technologien, der sich alle bekannten galaktischen Spezies derzeit bedienten, grundlegend zu revolutionieren. Das konnte und das durfte dann nicht einem Volk allein gehören – geschweige denn einem einzelnen Konzern eines einzelnen Volkes. Diese Vorstellung fand Dana ungeheuerlich und fast genauso bedrohlich, wie die Pest der Dronte, die durch Wurmloch Alpha über die Milchstraße herzufallen drohten.

Diese Nanotechnologie war so machtvoll, dass sie in der Lage war, auf die herkömmlichen physikalischen Gesetze Einfluss zu nehmen. Sie dachte allein an die vertrackten Zeitverschiebungen und -Verzerrungen, denen sie innerhalb und außerhalb der STERNENFAUST ausgesetzt gewesen waren. Und damit allein ließ sich das Phänomen der Translokation Wredans noch nicht einmal ansatzweise erklären.

Subatomare Maschinen, hieß das nicht im Klartext, dass diese Dinger längst alle und alles um sie herum infiltriert hatten? War etwa in diesem Augenblick eine Armee Kleinstroboter in ihrem Gehirn damit beschäftigt, Dana Frost umzubauen?

Doch in dem Fall war ohnehin alles zu spät und das Beste, was sie noch tun konnten, bestand darin, bis zum Ende ihrer Tage im Innern des Nexus zu bleiben, um die anderen draußen zu schützen.

Dana fluchte und dachte mit Grausen daran, wie sie in einem außer Kontrolle geratenen Experiment mit Naniten des Far Horizon Konzerns geraten waren.

Es war schon verhext. Genau in dem Moment, wo ihr derartig düstere Gedanken durch den Kopf gingen, blitzte auch eine Idee in ihr auf, wie sie diesem fatalen Ort vielleicht wieder würden entfliehen können.

Eine Frage über die sie bereits kurz mit van Deyk gesprochen hatte – unter vier Augen, um keine unnötige Panik zu verbreiten. Vom Prinzip her war es relativ einfach, den Nexus-Komplex wieder zu verlassen, nämlich genauso, wie sie in ihn hineingelangt waren. Die Grenze der Nexusblase ließ sich überwinden, wenn sie mit einer genau

festgelegten Beschleunigung exakt beim Auftreffen auf den Schnittpunkt zwischen Komplex und den umliegenden Einsteinraum ihre Bergstrom-Aggregate aktivierten. Das war nur eine Frage der Präzision, theoretisch also jederzeit wiederholbar. Die Praxis sah jedoch ganz anders aus.

Allerdings war bisher offenbar nur Dana und van Deyk das Dilemma, in dem sie steckten, bewusst geworden. Obwohl dieses Dilemma so offensichtlich war, dass jeder, der darüber nachdachte, es begreifen musste. Die Ausdehnung des Nexus war zu klein, um die STERNENFAUST überhaupt auf die erforderliche Geschwindigkeit beschleunigen zu können, die für den Einsatz der Bergstrom-Aggregate erforderlich war.

»Zu niemandem darüber ein Wort«, hatte Dana zu van Deyk gesagt, als sie sich kurz nach dem Eindringen in den Nexus über die neue Situation ausgetauscht hatten.

»Es ist nur eine Frage der Zeit, dass diese Tatsache auch anderen Besatzungsmitgliedern an Bord bewusst wird …«, hatte van Deyk entgegnet. »Lieutenant Santos ist …«

»Da haben Sie zweifellos Recht«, erwiderte Dana. »Aber bis dahin ist uns vielleicht schon eine Lösung eingefallen …«

*

Dana hatte sich mit van Deyk und Dr. Gardikov in einen kleinen Besprechungsraum zurückgezogen.

»Ich kann ja verstehen, dass Sie Ihre eigene Haut retten wollen, Doktor, aber …« Ihr Erster Offizier nahm Danas Bedenken ernster als die Schiffsärztin, deren Wangen jetzt vor Zorn rot aufglühten.

»Das, Lieutenant Commander«, Dr. Gardikov betonte den Rang van Deyks mit der gesamten Verachtung zu der sie fähig war, »muss ich mir nicht bieten lassen. Nicht von Ihnen und auch von sonst niemandem …«

»Bitte«, fuhr Dana dazwischen, die es mittlerweile leid war, dauernd Streitereien zu schlichten, »bleiben wir sachlich. Ich will nur wissen, ob die Nanotechnik, aus der das Gebilde im Zentrum des Nexus besteht, die Lebewesen an Bord der STERNENFAUST bereits so stark infiziert hat, dass es uns zu einer Art Seuchenherd macht. Mit anderen Worten: Würden Sie die STERNENFAUST in Quarantäne stecken?« *Möglicherweise für immer*, fügte sie noch in Gedanken hinzu. *Verdammt, ich will doch nur wissen, ob wir uns bereits in eine biologische Bombe verwandelt haben!*

»Ich habe Sie verstanden«, zischte Dr. Gardikov, die es überhaupt nicht vertrug, wenn sie das Gefühl bekam, jemand hielte sie für leicht unterbelichtet. »Und ich wiederhole gerne meine Antwort: Nein! Und ich sage das nicht aus egoistischen Motiven, weil ich meinen eigenen Arsch retten will,« ein giftiger Blick streifte van Deyk, »sondern weil

simple Logik für diese Annahme spricht.«

»Gut«, sagte Dana, »keiner unterbricht Sie jetzt mehr. Fahren Sie bitte fort.«

»Soweit wir überhaupt etwas von den subatomaren Vorgängen begreifen«, sagte Dr. Gardikov, »handelt es sich nicht um etwas Lebendiges, sondern – wie schon betont – um etwas Mechanisches, vereinfacht ausgedrückt. Der Unterschied zwischen Leben und Maschine besteht in einem wesentlichen Aspekt. Leben ist auf Reproduktion ausgerichtet, vermehrt sich auf Teufel komm raus. Das tun die eingesammelten Proben nicht.«

»Entschuldigung«, sagte van Deyk und hob seine Hand. »Ich muss Sie leider doch unterbrechen. Wir kennen seit langem bei künstlich erzeugten … äh … Gebilden die Möglichkeit der Reproduktion …«

»Ich weiß, wovon Sie sprechen«, fuhr Dr. Gardikov mit einem gelangweilten Ausdruck dazwischen. »Selbstvermehrungs- und Selbstverbreitungsprogramme wurden in den Zeiten unserer Ahnen auch gerne Computerviren genannt. Eine sehr irreführende Bezeichnung. Jahrhunderte an Forschungsbemühungen ganzer Kompanien namhafter und hoch spezialisierter Wissenschaftler gingen verloren auf der Suche nach artifizieller Intelligenz … Was für eine Verschwendung an Geld, Zeit und geistigen Ressourcen! Nur wegen der Hybris, Leben nachbilden zu können …« Sie schaute wild um sich. »*Das* meinte ich natürlich *nicht*, als ich von Leben und seiner Fähigkeit zur Reproduktion sprach …«

»Mit anderen Worten, Sie halten es für unbedenklich, dass sich möglicherweise Elemente dieser Nanotechnologie in uns befinden?«, fragte Dana.

»Entschuldigen Sie, aber das habe ich auch nicht gesagt«, erwiderte Dr. Gardikov. »Ich halte es durchaus für möglich, dass diese subatomare Technik Schaden anrichten kann, aber sie wird sich niemals wie ein einfaches Bakterium innerhalb unseres Körpers fröhlich ausbreiten, vermehren, Kolonien gründen, wachsen, wuchern, andere anstecken und so weiter. Wenn so etwas geschieht, dann besorgt das unser Körper von selbst.«

Dana und van Deyk sahen die Ärztin fragend an.

Es ist unmöglich, von ihr eine einfache Antwort zu bekommen …. dachte Dana und seufzte innerlich.

»Ich halte es durchaus für möglich, dass wir auf Grund unseres Kontakts mit der Nanotechnologie erkranken«, wiederholte Dr. Gardikov. »Diesbezüglich kann ich Sie leider *nicht* beruhigen. Vielleicht bekommen wir alle Krebs und sterben daran. Sie verstehen?« Sie fixierte ihre Gesprächspartner mit festem Blick. »Das liegt dann an der Abwehrreaktion unserer Körper«, fuhr sie äußerlich ungerührt fort. »Aber was Ihre Ausgangsfrage anbelangt, Captain … Krebs ist nicht ansteckend … Und wenn Sie eine Möglichkeit sehen, wie die STERNENFAUST diesem kosmischen Knast entkommen kann, dann tun Sie's und zwar – wenn ich die Bitte äußern darf – so schnell wie

möglich …«

*

Dana wollte es sich nicht eingestehen, aber im Grunde hatte ihr die Ärztin aus der Seele gesprochen. Es gab keinen Grund, sich länger als notwendig innerhalb des Nexus aufzuhalten. Den neuesten Stand der teils wissenschaftlichen, teils sehr emotional geführten Debatte, um was es sich bei dem nanotechnologischen Gebilde überhaupt handele, bekam sie nur am Rande mit. Mittlerweile waren die meisten, die sich mit diesem Thema auseinander setzten, zu der Meinung gelangt, das bizarre Objekt sei selbst so etwas wie ein Raumschiff gigantischen Ausmaßes gewesen. Falls es irgendwann vor Urzeiten einmal von echten Lebewesen – wie groß sie auch immer gewesen sein mögen – bemannt gewesen war, so waren diese seit Jahrmillionen ausgestorben, im Strudel unendlicher Zeitspannen verschwunden, ohne eigene Spuren zu hinterlassen mit Ausnahme eines nahezu unzerstörbaren Teils ihrer Technologie.

Es lag auf der Hand, auch das setzte sich als allgemeine Ansicht durch, dass sich diese Wesen von den so genannten Toten Göttern gründlich unterschieden haben müssen. Aber vielleicht waren sich diese beiden unbekannten Spezies ja begegnet. Und vielleicht war das der Grund, warum offenbar keine der beiden Arten mehr existierte …

Dana Frost und die Mehrheit der Besatzung hatten keine Zeit, sich an diesen Spekulationen zu beteiligen. Das sanfte Vibrieren der langsam hochfahrenden Triebwerke signalisierte ihr, dass die erste von mindestens zwei entscheidenden Nagelproben kurz bevorstand.

Noch bevor sie ihren Plan umsetzen konnten, der sie aus dem Nexus-Komplex herausbringen sollte, musste es ihnen gelingen, die STERNENFAUST aus dem Inneren des Objekts hinauszumanövrieren, in das sie auf Grund unfassbarer Kräfte an der Grenze zwischen Paraphysik und mentalen Kontrollverlusts erst hineingeraten waren. Wie Dana das – sollten sie überhaupt überleben – disziplinarisch zu behandeln hatte, war ihr immer noch ein Rätsel. Aber dieses Problem konnte sie noch zurückstellen.

Die STERNENFAUST bewegte sich jetzt mit langsamer Fahrt der Innenwandung des Gebildes entgegen, das, wie sie nun wussten, aus einer unfassbaren Anzahl subatomarer Maschinen bestand, die in der Lage waren, alles nachzubilden: Metalle, Flüssigkeiten, Gase egal welcher Konsistenz und die wohl auch größere und überaus komplexe Hypermaschinen formen konnten.

Dana griff den Gedanken Dr. Gardikovs auf: *Waren sie in ihrem Handeln intelligent? Sich ihrer selbst bewusst?* Und würden sie die STERNENFAUST einfach gehen lassen? Es war irrational, aber sollte es sich wider Erwarten doch um etwas handeln, das selbstständig denken konnte, würde es sie dabehalten wollen. Dessen war sich Dana sicher.

Doch die Außenwand des Objekts teilte sich, und wenig später ließ

die STERNENFAUST das leuchtende Relikt mit zunehmender Geschwindigkeit hinter sich.

Wie von Dana angeordnet, schwenkte ihr Schiff auf eine leicht gebogene Bahn und beschleunigte weiter. In einer Geraden wäre es ihnen tatsächlich unmöglich, den Nexus zu verlassen. Bis sie an einer Seite der unsichtbaren Barriere anstießen, die die Hülle des Komplexes bildete, hätten sie nicht genug Fahrt gewonnen, um die Bergstrom-Aggregate in Betrieb nehmen zu können. Ständige winzige Kurskorrekturen zwangen die STERNENFAUST jedoch in eine spiralförmige Flugbahn, sodass ihnen genug Platz und Zeit blieb, um die notwendige Mindestgeschwindigkeit zu erreichen. In drei Stunden sollte es so weit sein.

Dana spürte, dass sie schon viel zu lange auf den Beinen war. Gute zweieinhalb Stunden Schlaf konnte sie sich jetzt gönnen. Sie erhob sich aus ihrem Sessel.

»I.O.«, sagte sie. »Sie haben die Brücke.«

*

In ihrer Kabine fiel sie tatsächlich, kaum dass sie sich hingelegt hatte, in einen tiefen Schlaf. Allerdings keinen traumlosen, kompromisslos erholsamen Schlummer.

Die Meuterei setzte sich in ihrem Traum fort und artete in heftige Kämpfe aus, die sich auf den Besitz und die ungehinderte Verwertung der Naniten-Proben konzentrierten. Da nach wie vor keine Waffen funktionierten, war es ein erbitterter Kampf mit bloßen Fäusten. Mann gegen Mann, Frau gegen Frau, jeder gegen jeden. Irgendwann musste sie sich in einem Stahlkäfig mit Milgor prügeln, der in ihrem Traum die Größe eines Gorillas hatte. Rings um den Käfig tobte die gesamte Besatzung der STERNENFAUST als aufgepeitschtes Publikum.

Als man sie zurück auf die Brücke rief, konnte sich Dana jedoch nicht mehr an den Ausgang des Kampfes erinnern.

Sie hatte sich zwar kaltes Wasser ins Gesicht gespritzt, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen, fühlte sich aber, da der vorausberechnete Augenblick unmittelbar bevorstand, so als befände sie sich nach wie vor in einer Art Traumwelt und nicht in der Wirklichkeit. Die spiralförmige Flugbahn brachte es mit sich, dass sie die Grenzschicht zwischen Nexus und Normalraum diesmal nicht in einem Frontalaufprall berühren würden, sondern quasi daran entlangschleifen würden. Das aber sollte keinen Unterschied machen, hatten zumindest die Kridan an Bord erklärt. »Seit den Anfängen der Raumfahrt kennen wir den Nexus«, sagte Rior-Su, »allerdings nur von außen. Wenn sich die Hülle von innen und außen in gleicher Weise verhält, dann ist der Winkel, mit dem ein Schiff auf den Komplex trifft, völlig egal. Berührt es diese Grenze, wird es vernichtet. Selbst wenn es ihm noch gelingen sollte, eine Kurskorrektur auszuführen, bedeutet es trotzdem seine Vernichtung, wenn es nicht gelingt, dem Nexus völlig

auszuweichen. Der leiseste Kontakt und …«

Er deutete mit seinen Händen eine Explosion an.

Niemand hatte seinen Ausführungen mehr zugehört. Alle Blicke waren auf den großen Zentralmonitor gerichtet, der mittels einer Simulation die Annäherung an die Nexus-Grenze sichtbar machte.

Im Moment des Kontakts zerriss das Bild und grelles Licht brach aus dem Monitor. Es strahlte in einer derartigen Intensität, dass es die gesamte Brücke in gleißendes Weiß tauchte. Es sah so aus, als ob jeder Gegenstand und jede Person von einem Augenblick zum nächsten seine Konturen verlor. Es gab nur noch vage Abstufungen in Weiß, die erahnen ließen, wo sich etwas oder jemand im Moment der Berührung befunden hatte.

Einen Lidschlag später war alles wieder vorbei. Nur auf der Netzhaut hielt sich noch eine Weile ein nervöses Flackern, ein schwacher Nachhall des Übergangs. Dann der Anblick der Sterne. Unbeschreiblicher Jubel brach aus. Sie waren draußen.

Langsam, dachte Dana. *Es ist noch nicht überstanden …* Sagte aber nichts, da sie die Erleichterung und Freude nur zu gut mitfühlen konnte. Tatsächlich fiel es ihr zuerst auf.

»Das … das kann … nicht sein«, entfuhr es ihr.

»Doch«, entgegnete van Deyk. Allerdings klang auch er maßlos überrascht.

Auf der Nexus-Blase explodierte gerade in feinster Verästelung ein aufprallender Kridan-Kreuzer. Aber nicht irgendeiner! Das Ganze hatten sie schon einmal gesehen, jedoch aus einem anderen Blickwinkel. Was ihnen aber den Atem stocken ließ, war das andere Schiff, das sich nicht weit hinter dem Kridan-Kreuzer befand. Die Form war zu ungewöhnlich, zu charakteristisch, um sich zu irren.

»Wir behalten Höchstgeschwindigkeit«, sagte Dana mit belegter Stimme. »Bergstrom-Aggregate auf mein Kommando …« Sie befanden sich schräg hinter dem Nexus und entfernten sich in hohem Tempo von dem Komplex und der Hauptstreitmacht der Kridan-Kreuzer, die sie in diese teuflisch-tödliche Falle gelockt hatten. Offensichtlich hatte man ihren Wiederaustritt – ihren vorzeitigen Wiederaustritt! – noch nicht entdeckt, weil man sie gar nicht entdecken konnte. Sie durften überhaupt nicht existieren und doch taten sie es und beobachteten sogar, wie die STERNENFAUST – ihre STERNENFAUST! – sie selbst vor etlichen Star-Corps-Standard-Stunden auf die Hülle des Nexus-Komplexes aufschlug.

»Jetzt!«, donnerte Dana – und sie sprangen in den Bergstrom-Raum …

*

Als sie Stunden später dorthin zurückkamen, wo der Überfall stattgefunden hatte, fand sich kaum noch etwas, was daran erinnerte.

Mit dem Übergang in den Bergstrom-Raum hatte die Raum-Zeit-Paradoxie, die sie für einen Moment verdoppelt hatte, aufgehört zu existieren. Bis tief in weit entfernte Provinzen des kridanischen Imperiums ließen sich die Schockwellen aus Raum- und Zeitsplittern des in sich zusammenfallenden und dabei ungeheure Energie abstrahlenden Nexus messen.

Es war anders als eine Supernova, denn zurück blieb kein Schwarzes Loch, sondern nur die gewaltige Leere, das absolute Nichts. Diese Leerstelle füllte sich jedoch wie ein versiegendes Wasserloch in der Wüste schon bald mit dem feinen Staub und den Reflektionen der Strahlungen, die es auch in der verlorensten und einsamsten Gegend des Alls nicht zulassen, dass so etwas wie vollständige Leere existiert.

Nur ein einziges Schiff aus der Nachhut der Angreifer überlebte schwer beschädigt den galaktischen Supergau. Dank eines von der STERNENFAUST abgesetzten Bergstrom-Funkspruchs konnte es schließlich von einigen der neuen Regierung des Predigers ergebenen Schiffen aufgebracht werden. Die Tatsache, dass Satren-Nor nicht nur den Anschlag überlebt hatte, sondern in den Augen seiner Anhänger sogar das Urübel des kridanischen Imperiums, den Nexus-Komplex überwunden und vernichtet hatte, bewirkte für ihn einen schier unermesslichen Zuwachs an Glaubwürdigkeit. Eine solide Basis, um die zahlreichen Gegner seiner Politik für lange Zeit in ihre Schranken zu weisen.

Trotzdem hatte sich Botschafter Maunga angesichts der innenpolitischen Situation des kridanischen Imperiums dazu entschlossen, fürs Erste nur den Austausch von Beobachtern zwischen den Solaren Welten und dem Reich der Kridan vorzuschlagen. Man hatte zu lange und zu heftig gegeneinander gekämpft, als dass die Zeit schon reif zu sein schien, auch auf militärischem Gebiet enger zusammenzuarbeiten. Dana vermutete aber, dass diese Zeit möglicherweise schneller kommen konnte, als sie es alle derzeit erwarteten.

Rior-Su blieb für die Rückreise der STERNENFAUST zur Erde als enger Vertrauter und Sprachrohr Satren-Nors an Bord. Sein Platz würde beim Hohen Rat der Solaren Welten sein. Doch Botschafter Maunga und der Prediger vereinbarten außerdem einen Offiziersaustausch. Die Teilnehmer mussten jedoch erst noch bestimmt werden.

Als erste freiwillige der Solaren Welten meldete sich Laetitia Frysher. Nach Absprache mit Botschafter Maunga und den außenpolitischen Vertretern des Hohen Rats verließ sie sofort die STERNENFAUST und blieb beim Prediger. Schweren Herzens ließ Dana Frost die junge Frau gehen.

Auffällig war, dass Milgor nach der Rückkehr aus dem Nexus viel schweigsamer geworden war. Er konnte nach wie vor sprechen, war aber in sich gekehrt, gelegentlich sogar mürrisch und längst nicht mehr so verfressen wie vorher.

Als die STERNENFAUST sich bereits im Anflug auf das Sonnensystem befand, rief Dr. Gardikov eilends Dana Frost zu sich.

»Captain«, sagte sie mit bleichem Gesicht, »das müssen Sie mit eigenen Augen sehen.« Sie wies auf einen massiven Schrank mit allerlei technischen Aufsätzen und handbreitdicken Glasscheiben. In ihm wurden sorgfältig von der Umgebung abgeschottet die Proben aus dem Nexus aufbewahrt. Sie umgab absolutes Vakuum und schwebten berührungslos auf Antigrav-Feldern.

»Ich kann nichts erkennen«, sagte Dana und zuckte mit den Schultern.

»Sie sind leer«, sagte Dr. Gardikov mit matter Stimme. »Und nicht nur das – einer der Behälter fehlt …«

»Das ist in der Tat wenig erfreulich«, erwiderte Dana. »Wann ist Ihnen das aufgefallen?«

»Eben erst«, gestand Dr. Gardikov, »aber ich muss zugeben, niemand an Bord hatte Zeit, sich um die Proben zu kümmern, seit wir den Nexus verlassen haben …«

»Jemand aus der Mannschaft?«

»Unmöglich«, sagte die Ärztin, »die Proben waren die ganze Zeit elektronisch gesichert, außerdem wird dieser Schrank von Kameras und Bewegungsmeldern rund um die Uhr bewacht.«

»Also ein Rätsel …«

Jetzt hob Dr. Gardikov hilflos die Schultern.

»Es gab nur einen Zeitpunkt, an dem Ihre Überwachungselektronik außer Kraft gesetzt war«, sagte Dana nachdenklich.

»Sie meinen den Moment des Übergangs aus dem Nexus? Sie vermuten in diesem Augenblick hat jemand die Proben geklaut?«

Dana nickte. »Das eine fehlende Probengefäß«, präzisierte sie. »Ich vermute aber noch etwas anderes. In dem Augenblick, in dem der Nexus in sich zusammengebrochen ist, verschwand auch der Inhalt aus den Probengefäßen …«

»Wie das, Captain?«

»Es erscheint mir logisch, dass die subatomaren Strukturen mittels feinster Strings mit der Hauptmasse der Nano-Teilchen innerhalb des Nexus auch dann noch verbunden blieben, als wir sie an Bord nahmen und den Nexus verlassen haben …«

Die Ärztin starrte Dana entgeistert an.

»Beweisen kann ich das natürlich nicht«, gab Dana augenzwinkernd zu.

Im Regierungspalast des kridanischen Imperiums saß Milgor allein in einem Zimmer. Satren-Nor jagte von einer Besprechung zur nächsten und ließ ihn in letzter Zeit oft allein. Im Gegensatz zu früher, hatte der Gengo im Moment nichts dagegen. Wie schon so oft seit ihrer Rückkehr aus dem Nexus holte er dann das Gefäß aus seinem Versteck, schüttelte es leicht, sah hinein, schnüffelte daran und stellte immer wieder die gleiche Frage:

»Was soll ich nur mit euch machen?«

ENDE



In den Höhlen der Ganador

von Alfred Bekker

Auch im Reich der J'ebeem scheint sich eines jener Siebener-Systeme zu befinden, mit denen die Dronte offenbar Wurmlöcher öffnen können.

Von den Diplomaten der Solaren Welten gewarnt, entsenden die J'ebeem eine Flottille in diese Region.

Unterstützt und beraten werden sie dabei von Captain Dana Frost an Bord des Sondereinsatzkreuzers STERNENFAUST.

Etwa gleichzeitig entdeckt die NEPTUN unter Commander Tong, dass die sauroiden Starr den Großangriff auf Wurmloch Alpha starten …